

Selbstnarration als Identitätsarbeit – Ein Vergleich von Tagebuch und Blog als unterschiedliche Formen der schriftlich fixierten Selbstnarration

*Simon Blaschke, Gernot Golka, Christoph Jendrolak,
Louisa Jendrollik, Rosa Siemensmeyer*

- 2.1 Einleitung – 13**
- 2.2 Theoretisierung und Begriffserklärungen – 15**
 - 2.2.1 Eine Definition von Identität von George Herbert Mead – 15
 - 2.2.2 Der Begriff der Anerkennung von Axel Honneth – 17
 - 2.2.3 Kernnarration und Identitätsarbeit – 18
- 2.3 Methodologischer Zugang zum Forschungsgegenstand – 20**
 - 2.3.1 Erkenntnisinteresse und Thesen – 20
 - 2.3.2 Methodologische Konzeptualisierung – 21
- 2.4 Analyse der Tagebuchschreibenden – 28**
 - 2.4.1 Überblick – 28
 - 2.4.2 Der Fall Joachim Schreiner – Tagebuchschreiben als aktive Identitätsarbeit – 28
 - 2.4.3 Der Fall Hanna Künstler – Tagebuchschreiben als Ventil – 31
 - 2.4.4 Fallvergleich – 34

2.5 Analyse der Bloggerinnen – 35

2.5.1 Einleitung – 35

2.5.2 Fall 3: Nadja Weiß – „Beschäftigt euch mit mir“ – 36

2.5.3 Fall 4: Sarah Christ – „Sähet und erntet“ – 39

2.5.4 Vergleich innerhalb der Gruppe der Bloggerinnen – 41

2.6 Vergleich: Tagebuch – Blog – 42

2.6.1 Funktionen der schriftlich fixierten Selbstnarration – 43

2.6.2 Gegenüberstellung der Motivlagen – 44

2.6.3 Thesenbezug – 47

2.6.4 Theoriebezug – 49

2.7 Fazit – 50

Literatur – 53

■ Wie wir unser Thema fanden

Bevor das Studium der Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena mit der Bachelorarbeit abgeschlossen wird, steht als letztes großes und arbeitsintensives Modul die Lehrforschung an. Dafür standen mehrere thematische Angebote zur Verfügung. Die Erforschung der Identität, vielleicht weil auch etwas unspezifisch beworben, erfreute sich großer Beliebtheit. Mittels Losverfahren wurden die Plätze der Lehrforschung zur Identitätsforschung vergeben. Im Theorieblock hatten wir Einblicke in unterschiedliche soziologische Identitätstheorien erhalten, die unser Forschungsinteresse weckten und in erste vage Richtungen lenkten. Der Methodenblock sollte sich für uns noch als äußerst wertvolle Erfahrung herausstellen, hatten viele von uns doch trotz semesterlangen Soziologiestudiums dort zum ersten Mal Inhaltliches über qualitative Forschung gelernt, das über eine Randbemerkung der quantitativ arbeitenden (und denkenden) Dozenten im Methodenmodul hinausging.

Nun begann die Phase der Gruppenfindung. Jeder Teilnehmer hatte die Aufgabe, sich Themenfelder und Thesen zu überlegen, die im Rahmen der Identitätsforschung untersucht werden könnten. Diese Ideen wurden in einer Sitzung von den Dozent_innen gesammelt, thematisch sortiert und zusammengefasst. Die Ideengeber verteilten sich im Raum, und es bestand ausreichend Zeit herumzugehen und sich die ersten Überlegungen der anderen anzuhören, zu diskutieren und eigene Vorschläge einzubringen. Schon bald bildeten sich über die Diskussionen erste Gruppen heraus, die an ähnlichen Aspekten der Identitätsthematik oder Forschungsmethodik interessiert waren. Dennoch sollte sich herausstellen, dass es auch hiernach noch mehrere Wochen dauern sollte, bis sich schließlich feste Gruppen und vor allem die endgültigen Fragestellungen herauskristallisiert hatten. Es zeigte sich hieran, dass es sich absolut empfiehlt, gerade zu Beginn eines Forschungsprozesses ergebnisoffen und kreativ miteinander in Austausch zu treten und eigene Ideen einzubringen sowie kritische Fragen der Umsetzbarkeit eines Forschungsvorhabens zu berücksichtigen. Zudem sollte sich zeigen, dass sich die Gruppen und die Themen, die sich an diesem ersten Tag zusammengefunden hatten, noch stark verändern sollten. Also: keine Scheu, einfach bei der Gruppe mit der Thematik einsteigen, die einen am meisten anspricht, und in der Diskussion durch aktive Mitarbeit und Ideenfindung diese auf die Aspekte lenken, zu denen man persönlichen Zugang hat oder wofür man Interesse aufbringt.

Unsere Gruppe fand sich zunächst als eine lose Ansammlung von Teilnehmern zusammen, die sich für die Thematik der „virtuellen Identität“ interessierten. In einer offenen Diskussion war dabei schon bald der Konsens gefunden, dass hier insbesondere das Verhältnis zwischen der „echten“ Identität im *real life* und einer im Internet erschaffenen virtuellen Identität von allgemeinem Interesse war. Welches digital-soziale Medium zum Gegenstand unserer Analyse der virtuellen Identität werden sollte, darüber waren wir uns lange uneinig: Sollte es um die Selbstdarstellung auf Facebook-Profilen gehen? Oder um Kreation neuer Identitäten durch Avatare von MMORPGs wie World of Warcraft oder doch lieber um die Betrachtung von Youtube-Persönlichkeiten?

Jedes Mitglied der noch achtköpfigen Forschungsgruppe recherchierte zunächst großflächig zu einem Thema, das mit den Schlagworten „Identität“, „virtuell“ oder „online/offline“ zu tun hatte, und erstellte ein Exzerpt für den Rest der Gruppe. Bis zum nächsten Treffen hatten wir viel gefunden und uns eingelesen, sogar einen Dozenten einer fremden Universität angeschrieben, aber waren auf keine Inhalte gestoßen, die einen richtungsweisenden Impuls gegeben hätten. Also versuchten wir es nun mit Brainstorming in einer Gruppendiskussion. Dies war recht effektiv, und schnell fokussierte sich das gemeinsame Interesse auf die Beweggründe von Personen, die ihr Privatleben im Internet einer anonymen Masse preisgeben. Die Gruppe trennte sich zu diesem Zeitpunkt. Die einen hatten „Selbstdarstellung auf Facebook“ als Forschungsbereich aus der großen Gruppe mitgenommen, wir, die Verbleibenden, das Forschungsobjekt „Blogger/Vlogger“.

Als nun feststehende Gruppe mussten wir uns selbst organisieren und unsere eigenen internen Treffen etablieren. Vor allem die Formulierung und Konkretisierung unserer Aufgaben, deren Verteilung in der Gruppe, die Erstellung und Einhaltung eines realistischen Zeitplans und die Ausmaße des Arbeitspensums mussten selbst ausgearbeitet und eingehalten werden, was nicht immer leicht war. Natürlich erhielt man auf Fragen und Unklarheiten immer konstruktive Unterstützung durch die Dozent_innen, doch allein um konkrete Fragen formulieren zu können, waren vorab Klärungen in der Gruppe nötig, um die oft komplexen Probleme, vor denen wir standen, intern zu konkretisieren. Die größere Verantwortung für das Gelingen der Arbeit und das größere Vertrauen in die Selbstständigkeit der Studierenden schlug sich auch merklich in der Motivation und dem Verantwortungsbewusstsein der Gruppenmitglieder nieder. Es dauerte ein wenig, bis sich eine eigene Gruppendisziplin und ein eigener Rhythmus etablieren konnten, aber dann klappte alles erstaunlich gut. Wöchentliche Treffen wurden eingehalten, in denen wir unsere Aufgaben besprachen und Ergebnisse diskutierten. Diese Treffen wurden protokolliert. Zum Ende der Treffen wurden jeweils Aufgaben formuliert und an die Gruppenmitglieder vergeben, eine Deadline zu deren Bearbeitung ausgemacht und dies ebenfalls im Protokoll vermerkt. So konnte im Nachhinein auf diese zurückgegriffen werden, die Bearbeitung ausstehender Themenfelder geriet somit nicht in Vergessenheit, und auch die Verantwortung für die Aufgaben war für jeden ersichtlich in einem Dokument verfasst. Um den Zugriff und den Austausch von Dokumenten so einfach und schnell wie möglich zu gestalten, nutzten wir das Programm „Dropbox“.

Trotzdem kam dieser Prozess ins Stocken. Wir fanden einfach keine gute Forschungsfrage und entsprechende Methodik, und so hielten wir Rücksprache mit Frau Dr. Lindner. Diese gab uns die Empfehlung, eine Vergleichsgruppe zu den Bloggern als Forschungsobjekte zu finden, also eine vergleichende Analyse zu erstellen, was auch eine Eingrenzung des Forschungsinteresses auf einen einzigen Aspekt der Identitätsarbeit ermöglichen würde. Blogger zeichnen sich erstens natürlich durch eine öffentliche Darstellung ihres Selbst aus, aber ebenso dadurch, dass sie ihr Leben (auszugsweise) verschriftlichen. Von diesem zentralen Aspekt der Tätigkeit der Bloggenden ausgehend, kamen wir, vermittelt durch einen Rückgriff auf die Identitätstheorie Keupps (Keupp et al. 1999) und dessen Begriff der „Kernnarration“ als Teil der alltäglichen Identitätsarbeit, auf eine angemessene und sinnvolle Vergleichsgruppe: Menschen, die Tagebuch führen.

Diese Einigung auf eine vergleichende Arbeit und die Fokussierung unserer Forschung auf die Kernnarration, war ein entscheidender Wendepunkt unseres Forschungsprozesses. Der Fokus unseres Interesses lag nun nicht mehr allein auf der Selbstdarstellung, sondern auf der Funktion von schriftlich fixierter Selbstnarration. Hierdurch hatten wir ein unerwartetes Forschungsfeld für uns erschlossen, an welches wir zuvor nicht gedacht hatten. Dies ermöglichte eine Erstellung sinnvoller Thesen und die Auswahl von geeigneten Identitätstheorien sowie die Klärung der notwendigen Forschungsschritte mit methodologischem Zugang. Insbesondere die Thesenfindung war zentral für die Fortsetzung der Forschung und die Ausarbeitung eines roten Fadens. Ein Zeitplan mit konkreten Arbeitsschritten konnte nun ausgearbeitet und die Aufgaben konnten verteilt werden. Auch kristallisierten sich erste Themenschwerpunkte unter den Gruppenmitgliedern heraus. So musste die theoretische Basis der Forschung schon vor dem eigentlichen Forschungsbericht gesichtet, ausgewählt, relevante Aspekte extrahiert und in Zusammenhang mit unserem Thema gebracht werden, um die Formulierung von Thesen zu ermöglichen. Auch die Einarbeitung in die methodische Vorgehensweise erforderte einen „Spezialisten“ unter uns, der sich mit dem weiten Feld und vielen Varianten der qualitativen Sozialforschung auseinandersetzte und den anderen Gruppenmitgliedern das relevante Wissen kompakt vermitteln konnte.

Als die Thesen feststanden, ging es an die Fragen, wie wir Interviewpartner finden, welche Interviewform wir am besten verwenden sollten und welche Informationen wir von den

Interviewpartnern benötigen und wie daher die Fragen zu formulieren seien. Beispielsweise mussten folgende Fragen von uns diskutiert und beantwortet werden. Benötigen wir nur Informationen über die Schreibarbeit oder auch über die Biographie der Interviewpartner? In welcher Form und wie konkret sollten die Fragen sein, dass wir genug und Relevantes als Antwort bekommen? Geht es uns darum, dass uns die Personen ihre Meinung zur Funktion von Selbstnarration mitteilen, oder wollen wir dies selbst herausfinden?

Wir entwickelten unter Einbezug der Thesen und der Theorie sukzessive unsere Interviewleitfäden und teilten die Zuständigkeits- und Aufgabenbereiche nach Interessen und Fähigkeiten unter den Gruppenmitgliedern auf. Als der Leitfaden stand und die Interviewpartner akquiriert waren, kamen wir zur Führung der Interviews. Wir hielten es so, dass immer zwei Gruppenmitglieder in der Interviewsituation anwesend waren, jedoch nur eines das Interview führte. So hatte die Person, die das Interview führte, „Rückendeckung“, und die beisitzende Person konnte für das eigene Interview aus der Situation lernen.

Zur Auswertung der Interviews quartierten wir uns in Gruppenarbeitsräumen der Bibliothek ein, in denen eine fokussierte Arbeitsatmosphäre aufkommen konnte. Im Forschungsbericht werden die Vorgehensweisen hinsichtlich der Erstellung des Leitfadens ► [Abschn. 2.3.2.5](#), der Interviewführung ► [Abschn. 2.3.2.4](#) und des Auswertungsprozesses ► [Abschn. 2.3.2.6](#) detailliert beschrieben.

Zusammengefasst waren die zentralen Punkte in der Forschungsvorbereitung und Durchführung die offene Themenfindung in Diskussionen, die Sichtung von passenden Theorien, die Operationalisierung der zentralen Begriffe, mit denen wir arbeiten wollten, die Festlegung eines konkreten und eingegrenzten Forschungsbereiches und die Erstellung der Thesen und Arbeits-hypothesen. Inhaltlich war der entscheidende Wendepunkt die Verschiebung des Forschungsfokus weg von der Untersuchung der Bloggenden und der Bedeutung von Rückmeldung für deren Identitätsstabilisierung hin zu einem Vergleich von bloggenden und tagebuchschreibenden Personen hinsichtlich der Funktion von schriftlich fixierter Kernnarration für die Identität. Sehr geholfen haben dabei das Anfertigen von Sitzungsprotokollen, die Abklärung von Aufgabenbereichen und die Verteilung konkreter Aufgaben sowie die Erstellung eines konkreten, aufgabenbasierten Zeitplans. Das Endergebnis dieses Prozesses ist im Folgenden nun in Form unseres Lehrforschungsberichtes zu lesen.

2.1 Einleitung

In der heutigen Zeit wird unsere Gesellschaft von tiefgreifenden Transformationsprozessen durchlaufen, die das Leben, Denken und das Handeln maßgeblich beeinflussen. Der stetige Wandel ist eines der wichtigsten Merkmale unserer Gesellschaft geworden. Die Folgen des Wandels werden erst deutlich, wenn man die einzelnen Aspekte des Lebens genauer betrachtet. Eine dieser Folgen ist zum Beispiel, dass das gesellschaftliche Leben immer individualisierter wird. Demzufolge haben Individuen immer mehr mit Zukunftsängsten und auch mit Unsicherheiten in ihren Leben zu tun. Die Frage „Wer bin ich?“ ist in der heutigen Gesellschaft immer schwieriger zu beantworten, und man muss sich fortlaufend mit der eigenen Identität beschäftigen, um sich in diesem stetigen Wandel nicht selbst zu verlieren (vgl. Rosa [2012](#)).

Es ist demnach naheliegend, dass man sich durch die Individualisierung in der Moderne intensiver mit sich selbst beschäftigen muss. Ohne identitätsstiftende Traditionen und verbindliche religiöse oder politische Weltanschauungen ist ebenso die Identitätsbildung eine individualisierte und selbstverantwortliche Aufgabe geworden (vgl. Gross [1994](#)). Zugleich eröffnen

sich mit diesem Wandel aber auch neue Möglichkeiten der Selbstfindung. Durch die Nutzung des Internets ist es beispielsweise möglich geworden, seine eigene Identität im Netz zu präsentieren und diese von einem anonymen Publikum bewerten zu lassen. Aber auch Menschen, die sich im Internet nicht so gern selbst zur Schau stellen wollen, brauchen einen Ort, an dem sie sich intensiv mit sich selbst auseinandersetzen können. Die Nutzung eines Tagebuchs bietet diese Möglichkeit. In Tagebüchern können viele Lebensbereiche erfasst werden. Zum Beispiel zeichnen sie mit den Linien der Schrift den Verlauf des Lebens einer tagebuchschreibenden Person auf – seine Lebenslinie. Diese Lebenslinien enthalten die Erinnerungen an die Vergangenheit, die Probleme und Erlebnisse der Gegenwart sowie die vorgestellte Zukunft eines Menschen. Sie sind geschriebene Identität. Wenn Tagebücher über längere Zeit geschrieben werden, können sie einen roten Faden durch ein Leben ziehen. Das Tagebuch ist also ein intimer Ort eines Dialogs mit dem eigenen Ich. Beleuchtet man hier wieder die Herausforderungen der heutigen Zeit, liegt nahe, dass Tagebücher auch in (post)moderner und nicht nur in handgeschriebener Form verfasst werden können. Sie können beispielsweise an einem Computer geschrieben werden und als abgespeicherte Einträge im Internet verfasst werden. Diese öffentlichen Tagebücher im Internet werden Blogs genannt (vgl. Sperl 2010, S. 1f.).

Bei der Veröffentlichung eines Blogs im Internet gibt es immer die Möglichkeit, dass auch andere Menschen die eigenen Texte lesen und kommentieren können. Dabei entsteht wiederum die Frage, was Menschen dazu verleitet, die eigene Selbstdarstellung sowie das Privatleben und die innersten Gedanken im Internet zu offenbaren, und welche Auswirkungen die Selbstdarstellung im Internet auf die Identität hat. Es liegt nahe, diese Selbstnarration im Netz als eine spezifische Arbeit an der eigenen Identität zu betrachten. Dabei ist hinzuzufügen, dass sich in dieser modernen und individualisierten Gesellschaft auch Fremdheitserfahrungen strukturell einschreiben. Das heißt, dass Anonymität und Fremdheit zum Teil Grundlage für den Umgang miteinander geworden sind. Zugleich entwickelt sich durch die Konkurrenz der Selbstdarsteller ein vermehrtes Ringen um Aufmerksamkeit. Vor diesem Hintergrund liegt die Vermutung nahe, dass die Selbstdarstellung in einem Blog dazu dient, Feedback zu dem eigenen Identitätsentwurf zu erhalten. Diese Feedbackprozesse können dem jeweiligen Individuum beim Aufbau und Erhalt der eigenen Identität helfen. Die Reaktion des Anderen bewirkt Abgrenzungen oder Angleichungen in der eigenen Selbstdarstellung (vgl. Mönkeberg 2013).

Diese beiden Formen der Selbstthematisierung in schriftlich fixierter Form, Tagebuch und Blog, sollen im folgenden Lehrforschungsbericht untersucht werden. Dabei gilt es, Aussagen über die Bedeutung von Selbstnarration zu treffen. Mit George Herbert Meads Theorie, dass es Individuen möglich ist, sich durch einen speziellen Prozess der Selbstbewertung selbst zum Objekt werden zu lassen, soll herausgefunden werden, ob schriftlich fixierte Selbstnarration wirklich eine Art der Identitätsarbeit sein könnte (vgl. Mead 1973, S. 181). Eine weitere Annahme aus Heiner Keupps Begriff der biographischen Kernnarration ist, dass unterschiedliche Formen der Narration auch unterschiedliche Auswirkungen auf das Selbstbild, also die Identität der Erzählenden haben könnten (vgl. Keupp et al. 1999, S. 229). Spezifischer soll untersucht werden, wie sich der Aspekt der Anerkennung seitens konkreter oder verallgemeinerter Anderer auf die Selbstkonzeptionen der Erzählenden auswirkt und welche Form diese Beeinflussung haben könnte (vgl. Mead 1973, S. 193). Die Hauptaufmerksamkeit dieser Lehrforschungsarbeit liegt also auf der Kernnarration und speziell auf dem Einfluss von Anerkennung durch verallgemeinerte oder generalisierte Andere.

In dieser Lehrforschungsarbeit wird also der Unterschied zwischen öffentlicher, schriftlich fixierter Selbstnarration und privater, schriftlich fixierter Selbstnarration erforscht. Dabei werden die Interviews mit tagebuchschreibenden und bloggenden Personen in einem qualitativen Forschungsprozess analysiert und verglichen. Sind Bloggen und Tagebuchschreiben wesentliche

Tätigkeiten der Selbstobjektivierung und Identitätsarbeit und wenn ja, inwiefern wirken sich diese unterschiedlichen Tätigkeiten auf die Identität aus? Welche Rolle spielt der Einfluss von Anerkennung bei diesen Prozessen? Diese Fragen werden in der anschließenden Lehrforschungsarbeit zu klären und zu erläutern versucht.

2.2 Theoretisierung und Begriffserklärungen

Um dem Lehrforschungsbericht eine theoretische Rahmung zu geben, sollen im Folgenden die soziologischen Zusammenhänge der Identitätskonstruktion von Tagebuch schreibenden und bloggenden Personen durch intensive Beschäftigung mit schriftlich fixierter Kernnarration erläutert werden. Darüber hinaus sollen die notwendigen Begriffserklärungen für das allgemeine Verständnis der Vorgehensweise im Forschungsprozess gegeben werden.

2.2.1 Eine Definition von Identität von George Herbert Mead

Für die Beleuchtung der Identitätskonstruktion von TagebuchschreiberInnen und Bloggerinnen durch schriftlich fixierte Kernnarration ist zunächst ein Einblick in eine der wichtigsten soziologischen Identitätstheorien notwendig. George Herbert Mead verfasste in seinem Werk *Geist, Identität und Gesellschaft* eine Definition von Identität, die als Grundlage für diesen Lehrforschungsbericht dienen wird. Demnach wird Identität als kognitives und emotionales Phänomen verstanden, bei dem das Individuum ein Selbstbewusstsein über sich als soziales Objekt in der Gesellschaft erlangen kann (vgl. Mead 1973, S. 216). Wesentlich ist hierbei für eine gelingende Identitätsentwicklung der wechselseitig reflexive gesellschaftliche Prozess (vgl. Mead 1973, S. 207). Indem ein Individuum sich durch die Augen der Anderen zu betrachten lernt, lernt es die Haltungen der anderen Individuen zu verstehen.

Nach George Herbert Mead ist die Identität nicht von Geburt an vorhanden, sondern entwickelt sich in einem gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozess. Dabei ist der Sprachprozess maßgeblich für die eigene Entwicklung der Identität (vgl. Mead 1973, S. 177). Hierbei wird zwischen verbaler und nonverbaler Sprache unterschieden. Gesten und Mimiken tragen selbst zum Entwicklungsprozess der Identität bei. Eine eigene Idee von den verwendeten Gesten des Gegenübers kann andere Haltungen gegenüber diesen Gesten im jeweiligen Individuum auslösen. Durch die Übermittlung von Gesten werden bestimmte Reaktionen bei anderen Menschen hervorgerufen, was wiederum zu einer Veränderung der eigenen Haltung führt. „Bei Identität kann es sich sowohl um ein Subjekt als auch um ein Objekt handeln.“ (Mead 1973, S. 178) Man kann sich also selbst zum Objekt werden lassen.

- » Wo man aber auf das reagiert, was man an einen anderen adressiert, und wo diese Reaktion Teil des eigenen Verhaltens wird, wo man nicht nur sich selbst hört, sondern sich selbst antwortet, zu sich selbst genauso wie zu einer anderen Person spricht, haben wir ein Verhalten, in dem der Einzelne sich selbst zum Objekt wird. (Mead 1973, S. 181)

Mittels reflexiver Intelligenz versucht man immer so zu handeln, dass diese explizite Handlung Teil des gesellschaftlichen Prozesses bleiben kann. So entwickeln sich infolge der verschiedenen gesellschaftlichen Reaktionen auch verschiedene Identitäten (vgl. Mead 1973, S. 184). Oder anders gesagt,

- 2 » die verschiedenen Identitäten, die eine vollständige Identität konstituieren oder zu ihr organisiert werden, sind die verschiedenen Aspekte der Struktur dieser vollständigen Identität, die den verschiedenen Aspekten des gesellschaftlichen Prozesses als Ganzes entsprechen. (Mead 1973, S. 186)

Mead orientiert sich bei der Erklärung der Entwicklung der Identität an der Tätigkeit des Spiels bei Kindern. Wenn ein Kind spielt, nimmt es Rollen ein. Wenn ein Kind für sich allein spielt, macht es dies als ein nachahmendes Rollenspiel. Es versucht, die Rollen der nahestehenden Bezugspersonen mithilfe von Gesten zu übernehmen. Wenn ein Kind in einer Gruppe spielt, muss es, um die eigene Rolle erfolgreich einnehmen zu können wissen, wie alle anderen auf diese Rolle reagieren. So muss man quasi alle möglichen Rollen gleichzeitig einnehmen, um die Haltungen und Reaktionen der anderen verstehen zu können – zwar müssen diese nicht zur selben Zeit im Bewusstsein präsent sein, jedoch muss man zu gewissen Zeitpunkten mehrere Rollen in der eigenen Haltung präsent haben (vgl. Mead 1973, S. 192ff.). Man entwickelt seine Identität also durch organisierte gesellschaftliche Beziehungen anhand eines generalisierten Anderen. Dieser ist die Summe der verallgemeinerten Haltungen, an denen man sich in einer konkreten Situation orientiert. Er wird somit zum Repräsentanten der Gesellschaft im Individuum (vgl. Mead 1973, S. 193ff.). Die erlernten Haltungen des verallgemeinerten Anderen stehen in enger Verbindung zum, »Me« – dem reflektierenden Ich. Das »Me« ist die Summe der sozialen Bilder von uns, die wir im Laufe der Beziehungen zu anderen verinnerlicht haben, also die soziale Identität. Neben dem »Me« gibt es nach Mead das »I«, das spontane Ich. Das spontane Ich reagiert auf die vielen reflektierten Ichs widerständig und verändernd, macht also Innovation möglich. Die reflektierten Ichs sind wiederum eine permanente soziale Kontrolle des spontanen Ichs. »I« und »Me« sind keine Gegensätze, sondern zwei korrespondierende Seiten des Ichs in einem Prozess. Jedoch ist das »I« kein »Me« und kann auch nicht zu einem werden (vgl. Mead 1973, S. 216ff.).

Das Selbstkonzept einer Person entsteht aus dem Wissen über sich selbst. Bei Mead kann man sich hier seines Begriffs des »Me« bedienen. Er meint in diesem Kontext das sich selbst als Objekt erfahrene Ich. Man gibt sozusagen sein »Me« in die Gesellschaft, um es verändern zu lassen. Auf dies reagiert man mit dem »I«, um die Reaktion als Erfahrung abzuspeichern (vgl. Mead 1973, S. 216ff.). Das Selbstkonzept ist demnach veränderbar und wiederum nicht verallgemeinerbar. Zudem ist es jedem Individuum anders bewusst.

Die Vollendung der Identität ist laut George H. Mead erreicht, wenn ein Individuum die Haltungen seiner organisierten gesellschaftlichen Gruppe gegenüber den gemeinsamen Tätigkeiten annehmen kann (vgl. Mead 1973, S. 197).

- » Der sich seiner selbst bewusste Mensch nimmt also die organisierten gesellschaftlichen Haltungen der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppe oder Gemeinschaft (oder eines ihrer Teile) gegenüber den gesellschaftlichen Problemen ein, die sich dieser Gruppe oder Gemeinschaft zum jeweiligen Zeitpunkt stellen und die im Zusammenhang mit den verschiedenen gesellschaftlichen Projekten oder organisierten kooperativen Unternehmen erwachsen, mit denen sich die Gruppe oder Gemeinschaft beschäftigt. (Mead 1973, S. 199)

Man regelt also sein eigenes Verhalten dementsprechend und entwickelt in diesem wechselseitig reflexiven Prozess seine Identität. Mit diesem Identitätsbegriff wird fortlaufend in dieser Lehrforschungsarbeit gearbeitet.

2.2.2 Der Begriff der Anerkennung von Axel Honneth

Im Forschungsprozess entstand die Frage nach den unterschiedlichen Schwerpunkten der Identitätsbildung von bloggenden und Tagebuch schreibenden Personen, die aus den eigenen spezifischen Selbstkonzepten resultieren. Diese Fragen sollen mit Axel Honneths Begriff der Anerkennung zu klären versucht werden. Außerdem soll mit Honneths Theorie sozialer Anerkennungsverhältnisse erläutert werden, wie es zur Wahl von spezifischen Selbstdarstellungsformen kommen kann.

Die Annahme liegt nahe, dass Personen, die im Internet einen Blog führen, diese Tätigkeit ausüben, weil sie Anerkennung oder soziale Wertschätzung suchen. TagebuchschreiberInnen geht es faktisch nicht um Anerkennung, da sie ihre Reflexionen und Selbstdarstellungen im Geheimen betreiben. Insofern lässt sich die These formulieren, dass bloggende Personen unsicherer sind als Tagebuch schreibende Personen. Mit Axel Honneths Definition der Anerkennung werden diese Annahmen im Folgenden zu stützen und zu belegen versucht.

Honneths Theorie des sozialen Kampfes um Anerkennung basiert auf der Jenaer Realphilosophie des Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel sowie in Anlehnung an die Sozialpsychologie des oben genannten George Herbert Mead. Soziale Konflikte entstehen laut Honneth aus verschiedenen Missachtungserfahrungen einzelner gesellschaftlicher Gruppen. Die in diesen Kämpfen benachteiligten Gruppen fühlen sich durch ihren geringgeschätzten Stellenwert in der Gesellschaft in ihrer Selbstachtung getroffen (vgl. Kuhlmann 1993). In Honneths Verständnis vollzieht sich

- » [die] Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens [...] unter dem Imperativ einer reziproken Anerkennung, weil die Subjekte zu einem praktischen Selbstverhältnis nur gelangen können, wenn sie sich aus der normativen Perspektive ihrer Interaktionspartner als deren soziale Adressaten zu begreifen lernen. (Honneth 1992, S. 148)

Aus dieser Grundannahme hat Axel Honneth die Muster intersubjektiver Anerkennung entwickelt. Sie umfassen die drei Dimensionen Liebe, Recht und Solidarität bzw. Wertschätzung. Honneth konstruierte diese Typologie der Anerkennungsformen anhand einer These. Er sagt, dass Formen der Missachtung durch ein Kriterium zu unterscheiden sind, nämlich inwiefern sie eine Zerstörung oder Verletzung der Beziehung zu sich selbst hervorrufen (vgl. Honneth 1992, S. 150). Darüber hinaus argumentiert er, dass es notwendig ist, zwischen verschiedenen Formen sozialer Integration zu unterscheiden. Er nimmt diese entlang von drei Interaktionssphären des gesellschaftlichen Lebens vor. Diese sind die Zuerkennung von Rechten, die Entstehung emotionaler Bindungen und die gemeinsame Orientierung an spezifischen Werten. In diesen drei Interaktionssphären wirken jeweils verschiedene Muster reziproker Anerkennung und bewirken unterschiedliche Arten der eigenen Selbstbeziehung und ein spezielles Potenzial der individuellen moralischen Entwicklung (vgl. Honneth 1992, S. 152).

Das Anerkennungsmuster Liebe fasst Honneth wie folgt zusammen:

- » unter Liebesverhältnissen sollen hier alle Primärbeziehungen verstanden werden, soweit sie nach dem Muster von erotischen Zweierbeziehungen, Freundschaften und Eltern-Kind-Beziehungen aus starken Gefühlsbindungen zwischen wenigen Personen bestehen. (Honneth 1992, S. 153)

Für Honneth ist dieses Anerkennungsmuster essenziell, da individuelle Bedürfnisse nur durch die frühen Erlebnisse der Bestätigung und der affektiven Ermutigung stabil werden können (vgl. Honneth 1992, S. 153f.). Die erfahrene Liebe in den Primärbeziehungen ist damit von besonderer Bedeutung für die Ausbildung eines Gefühls der Selbstachtung.

Beim Anerkennungsverhältnis des Rechts geht es Honneth um die Fähigkeit, sich am Prozess der moralischen und gesellschaftlichen Meinungsbildung beteiligen zu können.

- » [Die] Rechtssubjekte erkennen sich dadurch, daß sie dem gleichen Gesetz gehorchen, wechselseitig als Personen an, die in individueller Autonomie über moralische Normen vernünftig zu entscheiden vermögen. (Honneth 1992, S. 177)

Durch das intersubjektive Anerkennungsmuster des Rechts wird dementsprechend moralische Anerkennung aufgrund der Eigenschaft der moralischen Zurechnungsfähigkeit der einzelnen Individuen gewährleistet.

Die dritte Form der Anerkennung bezieht sich auf den Bereich der sozialen Wertschätzung. Diese zielt auf die „besonderen Eigenschaften, durch die Menschen in ihren persönlichen Unterschieden charakterisiert sind“ (Honneth 1992, S. 197). Diese Selbstschätzung wird durch den Zustand des Erlangens von Ehre oder Würde definiert. Wenn Leistungen des Individuums dauerhaft missachtet werden, kann es zu Gefühlen der Entwürdigung führen. Dies zieht wiederum den Verlust der Anerkennung nach sich (vgl. Honneth 1992, S. 217f.).

Diese drei Anerkennungsformen der Liebe, des Rechts und der Solidarität beschreiben nach Honneth diejenigen sozialen Bedingungen aus denen

- » (...) menschliche Subjekte zu einer positiven Einstellung gegenüber sich selber gelangen; denn nur dank des kumulativen Erwerbs von Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstschätzung, wie ihn nacheinander die Erfahrung von jenen drei Formen der Anerkennung garantiert, vermag eine Person sich uneingeschränkt als ein sowohl autonomes wie auch individuiertes Wesen zu begreifen und mit ihren Zielen und Wünschen zu identifizieren. (Honneth 1992, S. 271)

Im Folgenden beziehen wir uns eher auf Axel Honneths Begriff der sozialen Wertschätzung, da es den bloggenden Personen in ihrer Selbstdarstellung genau um den Kampf darum zu gehen scheint.

2.2.3 Kernnarration und Identitätsarbeit

Der eigentliche Kern der theoretischen Rahmung ist der der Konstruktion von Identität, von Heiner Keupp Identitätsarbeit genannt. Wie in der Fragestellung und in den Hypothesen beschrieben, gilt es herauszufinden, inwiefern intensive Kernnarration in Form von schriftlicher Manifestation der eigenen Biographie in einem Tagebuch oder in einem Blog im Internet zu der eigenen Identitätskonstruktion beiträgt.

Für Heiner Keupp ist Identitätsarbeit ein evaluativer Prozess, in welchem das Individuum seine eigenen Erfahrungen integriert, interpretiert und auch bewertet. Darüber hinaus kann dieser Prozess zu vier weiteren Konstruktionen führen. Laut Keupp entstehen über die Reflexion von situationsgebundenen Selbsterfahrungen und deren Integration Teilidentitäten. Zudem erhält ein Individuum ein Identitätsgefühl, wenn eine Verdichtung von biographischen Erfahrungen

und deren Bewertungen mit hinreichender Verallgemeinerung der Selbstthematisierung sowie der Teilidentitäten einer Person vorliegt (vgl. Keupp et al. 1999, S. 217). „Der dem Subjekt bewußte Teil des Identitätsgefühls führt zu einer narrativen Verdichtung der Darstellung der eigenen Person, den biographischen Kernnarrationen.“ (Keupp et al. 1999, S. 217) Keupp argumentiert, dass diese drei genannten Ergebnisse der Identitätsarbeit die Handlungsfähigkeit des Individuums ausmachen (vgl. Keupp et al. 1999, S. 217).

Das Identitätsgefühl weist Parallelen zu dem Begriff des Selbstkonzepts auf, welches George H. Mead mit dem Begriff des »Me« zu fassen versuchte.

- » In unserem Verständnis enthält das Identitätsgefühl sowohl Bewertungen über die Qualität und Art der Beziehung zu sich selbst (Selbstgefühl) als auch Bewertungen darüber, wie eine Person die Anforderungen des Alltags bewältigen kann (Kohärenzgefühl). (Keupp et al. 1999, S. 226)

Ein Individuum versucht durch Selbstgefühle die eigens gesetzten Referenzpunkte beurteilend zu erkennen. Es versucht sich selbst besser zu verstehen und zu ermitteln, wie es sich im Allgemeinen fühlt, wie stimmig die eigenen Bewertungen über sich selbst sind. Es entspricht einer Evaluation des Wissens über sich selbst. Diese Selbstbeurteilungen werden wiederum als positive oder negative Selbsteinschätzungen abgespeichert (vgl. Keupp et al. 1999, S. 226).

- » Positive Gefühle wie Selbstakzeptanz, Selbstwertschätzung (und auch Zufriedenheit) entstehen dann, wenn hoch bewertete Anforderungen und zentrale (selbstevaluative) Standards erfüllt wurden. (Keupp et al. 1999, S. 226)

Auf der anderen Seite entstehen Selbsthass und eigene Abwertung, wenn diese gesetzten Referenzpunkte nicht erfüllt werden konnten oder auch verfehlt wurden. Keupp versteht das Bedürfnis nach Anerkennung deshalb so, dass es die Ziele der Identitätsarbeit stabilisieren soll. Je mehr positive Erfahrungen es dabei macht, umso eher kann das Subjekt einen positiveren Bezug zu sich selbst entwickeln (vgl. Keupp et al. 1999, S. 226f.). „Das Subjekt entwickelt dabei auch ein Gefühl, inwieweit es versteht, was mit ihm passiert (inwieweit es selbst eine Identität gestaltet, welchen Einfluß äußere Prozesse haben).“ (Keupp et al. 1999, S. 227) Keupp geht davon aus, dass die Verdichtungsprozesse des Selbstgefühls und des Kohärenzgefühls einem einfachen Generalisierungsvorgang entsprechen. Sie entwickeln sich anhand *zentraler* Identitätsziele. Dies impliziert, dass es über das Identitätsgefühl möglich ist, zentrale Aspekte des identitätsbezogenen Handelns durch verschiedene Motivationen erklären zu können. Über dieses Identitätsgefühl können also Identitätsanpassungen oder Veränderungen vom Individuum selbst erfasst werden.

Das Individuum speichert wiederum die Anerkennungserfahrungen aus seinen unterschiedlichen Teilidentitäten ab und verdichtet sie. Über die Summe dieser Erfahrungen bildet sich also ein generalisiertes Gefühl dafür heraus, inwieweit man sich als anerkannt erleben möchte und wie es möglich ist, diesen Beitrag der Anerkennung zu erreichen. Wenn man zum Beispiel eine negative Erfahrung in seiner Biographie abgespeichert hat, wie beispielsweise Verspottung bei sportlichen Aktivitäten in der Schule, kann dies dazu führen, dass man im späteren Lebenslauf das Gefühl anerkannt zu werden eher nicht über sportliche Tätigkeiten zu erlangen versucht.

Heiner Keupp führt zudem den Begriff der biographischen Kernnarration ein. Dabei geht er davon aus, dass Teilidentitäten oder das Identitätsgefühl komplexe Identitätsgebilde sind, welche dem Individuum jedoch nur zum Teil bewusst sind und auch nur in Ausschnitten anderen Individuen erzählt werden können (vgl. Keupp et al. 1999, S. 229).

- » Bei den Kernnarrationen handelt es sich dagegen um jene Teile der Identität, in denen das Subjekt einerseits für sich selbst ‚die Dinge auf den Punkt‘ zu bringen versucht, zum anderen um jene Narrationen, mit denen jemand versucht, dies anderen mitzuteilen (Keupp et al. 1999, S. 229).

Laut Keupp sind die Kernnarrationen eine Ideologie von sich selbst. Diese sind ein Versuch, sich selbst und seinem Leben einen eigenen Sinn zu geben, welcher für andere verständlich und mitteilbar ist (vgl. Keupp et al. 1999, S. 229).

Der Idealtypus einer wohlgeformten Selbstnarration wird jedoch in der alltäglichen Diskurswelt nicht oft erreicht. Je näher sich aber eine biographische Kernnarration an diesen Idealtypus einer Selbsterzählung angleicht, desto größer ist deren Glaubwürdigkeit. Laut Keupp ist das der wesentliche Grundstein einer biographischen Kernnarration (vgl. Keupp et al. 1999, S. 232). „Denn sie bieten Lesarten des eigenen Selbst (‚So will ich gesehen werden‘ bzw. ‚Ich bin so, weil ...‘) und dienen damit der Verständigung mit anderen.“ (Keupp et al. 1999, S. 232) Das Individuum bündelt seine Erzählungen oder Geschichten nicht ausschließlich für andere Individuen, sondern auch für sich selbst. Das Subjekt nutzt diese Kernnarrationen also, um sich selbst bewusst zu machen, welche die dominierende Lesart seiner Identitätsentwicklung momentan ist. Sie bieten Orientierung und haben das Ziel, der Vergangenheit des jeweiligen Individuums mit einem spezifischen Blick auf die Zukunft Sinn zu verleihen (vgl. Keupp et al. 1999, S. 232).

Bezieht man die eben erwähnten Punkte auf die zu erforschenden Fälle der Tagebuch schreibenden und bloggenden Personen, wird deutlich, dass sie das Schreiben dazu benutzen, ihre Identität narrativ zu verdichten. Sie betreiben intensive biographische Kernnarration in schriftlich fixierter Form. Die aus der Theorie extrahierbare Fragestellung lautet somit: Wie beeinflussen verschiedene Formen der Selbstnarration die Identitätsbildung? Und im Weiteren: Wie wirkt sich Anerkennung oder das Fehlen von Anerkennung bei Selbstnarrationsprozessen aus? Welche Motivation steht hinter der Wahl der Narrationsform?

2.3 Methodologischer Zugang zum Forschungsgegenstand

2.3.1 Erkenntnisinteresse und Thesen

Aus unserer zentralen Fragestellung, die auf den Einfluss von verschiedenen Formen der Selbstnarration auf die Identitätsbildung abzielt, geht hervor, dass wir die Bedeutung von Anerkennung bei der Identitätsbildung, speziell durch Kernnarration, untersuchen wollen. Wir nähern uns dieser Frage, indem wir an der Motivation für die unterschiedlichen Narrationsformen bei Tagebuchschreibern und Bloggern ansetzen. Wie in der Ausführung der Theorie schon erwähnt, lautet die zentrale Fragestellung: Wie beeinflussen verschiedene Formen der Selbstnarration die Identitätsbildung? Und im Weiteren: Wie wirkt sich Anerkennung oder das Fehlen von Anerkennung bei Selbstnarrationsprozessen aus? Welche Motivation steht hinter der Wahl der Narrationsform? Mit diesen Fragen sind wir zu folgenden Thesen gekommen:

1. Schriftlich fixierte Selbstnarration ist Identitätsarbeit.
2. Tagebuch Schreibende arbeiten an anderen Teilaspekten der Identität als Bloggende.
3. Der Schwerpunkt dieser Identitätsarbeit durch Kernnarration und die Motivation dessen resultieren aus der Unterschiedlichkeit der Selbstkonzepte der Schreiber.

Es gilt herauszufinden, ob und inwiefern das eigene Identitätsbild von Personen, die privat Selbstnarration betreiben, sich von denen unterscheiden, die dies öffentlich machen. Demnach wollen wir wissen, wie die Kernnarrationsform als Tätigkeit empfunden wird in Bezug auf Identitätsarbeit und möglicherweise auf das Selbstbild. Hieraus hoffen wir Aussagen über allgemeine Bedeutung von Anerkennung durch generalisierte Andere treffen zu können. Im Mittelpunkt unserer Thesen stehen also die Begriffe Kernnarration, Narrationsform, Motivation, Teilidentität und Anerkennung. Diese gilt es in ► [Abschn. 2.3.2](#) zu operationalisieren sowie Entscheidungen zu treffen über den Umfang, die Erhebungsform und die Art und Weise des Erkenntnisgewinns.

2.3.2 Methodologische Konzeptualisierung

2.3.2.1 Theoretische Vorannahmen

Sobald es um die Ermittlung von Motiven geht, liegt es nahe, diese über einen qualitativen Zugang zu analysieren. Diese Methoden sind speziell konstruiert, latente Sinnstrukturen zu rekonstruieren, und eignen sich somit für unser Vorhaben (vgl. Helfferich 2005, S. 19). Im Zentrum unseres Erkenntnisinteresses liegen latente Motive zur schriftlichen Kernnarration. Daher entschieden wir uns für ein qualitatives, rekonstruktives Verfahren.

Auch gehen wir im Folgenden von Grundannahmen der qualitativen Sozialforschung bezüglich kontrolliertem Fremdverstehen und der Indexikalität von Äußerungen aus (vgl. Bohnsack 2010, S. 19; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 15 f.). Das heißt, dass „sprachliche Äußerungen lediglich Hinweise auf Bedeutungsgehalte sind. Sie stehen in einem Verweisungszusammenhang“ (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014) und sind somit durch Erhebungen mittels Interviews rekonstruierbar.

Um die handlungsleitenden impliziten Sinnstrukturen identifizieren zu können, müssen Sachverhalte und Problemstellungen innerhalb des Relevanzsystems der Erforschten und in ihrer eigenen Sprache dargestellt werden. Nur so sind sie unter den Aspekten der Indexikalität und des kontrollierten Fremdverstehens interpretierbar (vgl. Bohnsack 2010, 191 ff.; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 17). Dies würde ein Untersuchungsaufbau mit offenen, narrativen Interviews gewährleisten, in denen die Untersuchten durch eigene Relevanzsetzungen den Sachverhalt schildern können (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 156).

Dabei ist zu beachten, dass nicht das Handeln oder die handlungsleitenden Motive einfach erfragt und dargestellt werden, sondern die Handlung selbst provoziert wird, um sie zu erfassen und zu verstehen (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 18). Dies hat den Vorteil, dass die Indexikalität der Äußerung in ihrem Kontext dargestellt und untersucht werden kann (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 17). Somit lässt sich auch die Gebundenheit der Forschenden an ihre Perspektive kontrollieren und dem Prinzip des kontrollierten Fremdverstehens Rechnung tragen (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 126).

- » Bei der Auswertung wird von den Kontextuierungen der Erforschten ausgegangen und nicht – wie bei den standardisierten Verfahren – von Vorab-Konzeptuierungen durch die Forscher. D. h., die Äußerung eines Untersuchten wird z. B. im Kontext seiner Erzählung interpretiert und nicht im Kontext eines Testes oder Fragebogens, in denen bestimmte Interpretationen schon gegeben sind. (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 17)

Eine in unserem Rahmen gut nutzbare rekonstruktive Methode des kontrollierten Erkenntnisgewinns ist die dokumentarische Methode nach Bohnsack. Sie wird in einem eigenen Teil näher behandelt. Auch nach dieser würde es nicht genügen, die unterstellten Zusammenhänge durch Interviews lediglich abzufragen und wieder zu beschreiben. Denn das Abfragen der Theorien der Erforschten hinsichtlich der Motive ihrer Handlung gibt keinen Zugang zur Erklärung der Handlungspraxen selbst (vgl. Bohnsack 2010, S. 158 f.) Tiefergreifende sozialwissenschaftliche Arbeit sollte vielmehr die Entstehung sowie den Sinn dieser Handlungspraxen selbst untersuchen und beschreiben (vgl. Bohnsack 2010, S. 158 f.).

Wir wollen dieses handlungsleitende Erfahrungswissen ermitteln, also die inkorporierten oder atheoretischen Handlungspraxen, indem wir nicht einfach die Schilderungen der Untersuchten wiedergeben, sondern die Handlung selbst provozieren. Wir wollen Präsentationen des Selbstbildes in autobiographischen Darstellungen erzeugen, welche wir als konkrete Identitätsarbeit ansehen. Wir gehen also davon aus, dass autobiographische Selbstnarration, zum Beispiel in Form eines narrativen Interviews, eine Art der Manifestierung der Selbstkonzeption ist. Das heißt, dass wir die biographische Erzählung und Selbsteinschätzung ihrer Person als Identitätsporträt betrachten. Dieses präsentierte Selbstbild wollen wir mit der Schilderung von Bedeutung und Einfluss der narrativen Tätigkeit in Bezug setzen. So sollte es uns möglich werden, Aussagen über die Verknüpfung von Motivation, Narrationsform und Identität zu treffen.

2.3.2.2 Operationalisierung

Mit diesen Vorannahmen wollen wir herausfinden, ob und inwiefern sich Selbstkonzept und Selbstbild von Personen, die nur private Selbstnarration betreiben, sich von den Personen unterscheiden, die diese Selbstnarration vor einem größeren anonymen Publikum betreiben. Wir wollen spezifischer herausfinden, welche Motivation hinter der Entscheidung stehen könnte, sich für oder gegen Anerkennung durch konkrete oder generalisierte Andere zu entscheiden, und Hinweise darauf finden, welche Selbstkonzepte hinter solchen Kernnarrationsformen stehen könnten.

Wir brauchen also Interviews, in denen für die erste Kategorie (private Kernnarration) das Selbstkonzept oder Selbstbild erkenntlich wird, die Bedeutung der narrativen Tätigkeit sowie der empfundene Einfluss bei der Identitätsarbeit. Für die zweite Kategorie (öffentliche Kernnarration mit Anerkennung) brauchen wir dieselben Aussagen, jedoch zuzüglich einer Einschätzung der Bedeutung und des Einflusses von Anerkennung durch konkretere oder generalisierte Andere.¹

Aus diesen Annahmen und Entscheidungen ergeben sich die relevanten Begriffe und somit das Kerninteresse. Diese Begriffe müssen aufgrund der Komplexität in einem Leitfaden operationalisiert und abgefragt werden. Das heißt, dass wir unsere Begriffe in suggestive Fragen übersetzen müssen, aber dazu mehr im Abschn. „Leitfaden“. Im folgenden Abschn. „Untersuchungsaufbau“ soll das Vorgehen bei der Datengewinnung näher diskutiert werden.

2.3.2.3 Untersuchungsaufbau

Wir haben uns entschieden, dass es zur Aufdeckung der handlungsleitenden Motive von Kernnarrationsformen sinnvoll ist, die Interviewten in zwei Kategorien einzuteilen. Der Idealtyp des Tagebuch Schreibenden ist so konstruiert, dass wir annehmen, er sei ein Prototyp für die

¹ Es stellte sich heraus, dass die Fragestellung so komplex ist, dass wir sie weiter konkretisieren müssen, um die vorgestellte Systematik im Interview umzusetzen und die Vergleichbarkeit des Materials zu gewährleisten.

Narrationsformen, die unter Ausschluss der Öffentlichkeit, also ohne Möglichkeiten, Anerkennung hervorzurufen, abläuft. Daraus ergibt sich, dass wir unsere Probanden konkret fragen müssen, ob ihr Schreiben überhaupt privat ist oder nicht. Sonst wären die Selbstnarrationsformen nicht völlig unter Ausschluss der Öffentlichkeit und die Probanden wären nicht für unsere Untersuchung geeignet.

Im Gegensatz dazu nehmen wir den Idealtyp der Tätigkeit des Bloggens, bei der es darum geht, im Internet schriftliche Beiträge zu veröffentlichen und kommentieren zu lassen. Bei dieser Tätigkeit ist der Zugang für konkrete oder generalisierte Andere gewährleistet, also die Möglichkeit, Anerkennung hervorzurufen, gegeben. Bei dieser zweiten Kategorie ist von besonderer Bedeutung, dass wir unsere Probanden fragen müssen, ob ihr Blog über eine Kommentarfunktion verfügt oder sie diese zulassen. Anderenfalls wären auch sie ungeeignet für unsere Forschungsarbeit. Des Weiteren ist der Inhalt des Blogs in dem Sinne von Bedeutung, dass wir Bloggende brauchen, die in ihrem Blog Selbstnarration betreiben. Also nicht etwa über Politisches, Kulinarisches oder Lifestyle schreiben, sondern von sich selbst.

Wir müssen Probanden finden, die diesen Idealtypen möglichst nahekommen und bereit sind, sich von uns untersuchen zu lassen. Dann brauchen wir in einem ersten Schritt selbstläufige, biographische Darstellungen, um ein Bild vom Selbstkonzept des Untersuchten zu bekommen. Wir wollen dann im zweiten Schritt unsere Probanden von ihren eigenen Relevanzsetzungen im Hinblick auf die Bedeutung ihrer genutzten Narrationsform erzählen lassen. In einem dritten Schritt erfragen wir die Wirkung der Rückmeldung von den generalisierten Anderen für die Identität, um diese Aspekte komparativ in Beziehung setzen zu können.

Um Vergleichbarkeit zu gewährleisten, sollen mindestens zwei Personen exemplarisch für eine Kategorie interviewt werden. So kann in einem ersten Auswertungsschritt geprüft werden, ob es sich überhaupt um eine einheitliche Kategorie handelt. Sofern dies der Fall ist, kann ein Vergleich zwischen den Kategorien angestrebt werden. Dieser Untersuchungsaufbau ist dementsprechend durch Einschränkungen der Validität und Generalisierbarkeit charakterisiert.

2.3.2.4 Datenerhebung

Laut Przyborski und Wohlrab-Sahr ist bereits die Kontaktaufnahme mit möglichen Probanden der erste Schritt der Erhebung, weil schon die Informationen im Anschreiben über das Erkenntnisinteresse, die Art und Weise der Erhebung und das Verhalten der Interviewenden Einfluss auf das Material haben können (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 54). Mittels Aushängen haben wir privat Tagebuch schreibende Personen gefunden, welche sich dazu bereit erklärten, an einem Interview teilzunehmen. Die öffentlich bloggenden Personen jedoch erreichten wir über persönliche Kontakte in der Forschungsgruppe. Wobei zu bemerken ist, dass die Kontakte immer über „mehrere Ecken“ hergestellt wurden, also ein direkter Kontakt von Forschenden und Erforschten ausgeschlossen werden konnte. Überraschenderweise antworteten uns relativ schnell genügend Probanden, um den Untersuchungsaufbau umsetzen zu können.

Damit Interviews in narrativer Selbstläufigkeit und unter eigener Relevanzsetzung stattfinden können, sind eine vertrauensvolle Atmosphäre, das Prinzip der Offenheit und Authentizität zu beachten (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 87 f.). Es schlossen sich Überlegungen an, wie die Interviews zu führen seien, um diese Grundlagen der Interviewführung zu gewährleisten. Wir haben uns entschieden, den Ort des Interviews durch die Interviewten festlegen zu lassen, da wir annahmen, sie würden die für sie angenehmste Atmosphäre wählen. So führten wir zwei Interviews in den privaten Wohnungen der Probanden und eines in den Räumlichkeiten der Universität. Da sich eine Bloggerin nicht in erreichbarer Nähe für uns befand, schlugen

wir ein Telefoninterview vor und machten einen Termin im CATI-Labor (Computer-Assisted Telephone Interviewing) der FSU Jena aus.² Die anderen drei Interviews wurden mit Diktiergeräten aufgezeichnet.

Cornelia Helfferich diskutiert in ihrer Interviewerschulung die möglichen Verhaltensweisen des Interviewenden in verschiedenen Situationen. Nach ihrer Interviewtypologie lässt sich unser Konzept als problemzentriertes, teilmonologisches Leitfadeninterview charakterisieren. Dieses Konzept soll erzählgenerierende und verständnisgenerierende Strategien mischen, indem es narrativ auf ein Problem hinleitet, der Hauptredebeitrag und die -Relevanzsetzung jedoch vom Interviewten kommt. Die hier getroffenen Entscheidungen über die Erhebungsart und die Leitfadenform ziehen einige Verhaltensweisen der Interviewenden nach sich (vgl. Helfferich 2005, S. 26ff.). Wir positionieren uns aufgrund der teilmonologischen Struktur als zurückhaltend, wissenschaftlich, mit theoretischem Vorwissen und mit einer vordergründigen Haltung der Fremdheit gegenüber dem Erkenntnisinteresse (vgl. Helfferich 2005, S. 29f.). Trotz aller Zurückhaltung und Offenheit ist der Interviewende angehalten, den Erzählfluss schwach zu strukturieren (vgl. Helfferich 2005, S. 28f.). Des Weiteren gehen wir davon aus, dass der Gehalt der Darstellung wahr ist, sofern die Untersuchten ihn als wahr beschreiben.

Wir haben uns in Gruppengesprächen auf die Interviews vorbereitet und das Verhalten gemeinsam festgelegt. Auch haben wir uns über mögliche extreme, ungünstige oder unangenehme Interviewsituationen beratschlagt und mögliche Fehlerquellen in Leitfadeninterviews diskutiert. Aus der Überlegung heraus, dass die Interviews im Rahmen der Lehrforschung geführt werden, sind wir zu dem Entschluss gekommen, dass wir immer zu zweit in die Interviews gehen, um uns gegenseitig zu unterstützen und im Nachhinein durch gegenseitige Verbesserungsvorschläge etwas zu lernen.

2.3.2.5 Leitfaden

Wie erwähnt, haben wir uns für ein offenes, leitfadengestütztes, narratives Interview zur Ermittlung der von uns unterstellten Zusammenhänge entschieden, da der Komplexität der Fragestellung in einem rein narrativen Interview nicht Folge geleistet werden kann. Um den Sachverhalt in seiner situativen Einbettung in den sozialen, institutionellen und persönlichen Kontext sowie im Hinblick auf die subjektive Relevanz zu erschließen, ist die narrative Selbstläufigkeit der Erzählung und die eigene Relevanzsetzung der Probanden von unvergleichlicher Bedeutung (vgl. Helfferich 2005, S. 129). Dies hat den Hintergrund, dass selbstläufige Erzählungen der Rekonstruktion der kognitiven Aufbereitung des Ereignisses am nächsten kommen (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 80).

Um dies in der Untersuchungssituation hervorzurufen, wird empfohlen, mittels sehr allgemeiner Eingangsstimuli die Probanden zum Reden zu bringen (vgl. Helfferich 2005, S. 90; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 68, 85). Danach dient der Leitfaden als Korrekturhilfe, um den „roten Faden“ nicht zu verlieren. Im Rahmen des Leitfadens werden immanente und exmanente Fragen gestellt, das heißt, dass erst die vom Untersuchten angesprochenen Punkte spezifiziert werden und erst daraufhin vom Gesagten abweichende Fragen gestellt werden, um die Richtung des Erzählflusses passend zum Erkenntnisinteresse nachzujustieren (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 70f., S. 126).

Im nächsten Schritt mussten die Grundbegriffe der Thesen in konkrete Fragen übersetzt werden. Unsere Grundbegriffe lauten:

2 Hierfür bekamen wir eigens eine Einführung in die Bedienungsweise der Apparaturen im CATI-Labor.

- Selbstkonzept oder Selbstbild (hierunter verstehen wir die autobiographische Darstellung; es geht mit Fragen nach dem Wer, Wie, Was einher; also Schilderungen über Eigenschaften, Wissen, Können, Handlungstendenzen der Probanden und der Bewertung dieses Selbstwissens),
- Selbstnarration, Selbstnarrationsform und Identitätsarbeit (hierbei spielen die biographischen Schilderungen unter besonderer Beachtung der Zeitaspekte, also Veränderungen, Ausblicke und Rückblicke sowie subjektive Begründungen eine hervorgehobene Rolle; auch Schilderungen, wie die Narrationsform empfunden wird, also die Wirkung des Schreibens),
- Motivation (Urmotivationsmoment, mit der Narrationsform zu beginnen, Anlass und Wahl der Form, Ziele und Werte, die Bedeutung des Schreibens für das Leben und die Person),
- Anerkennung bei öffentlicher Kernnarration (welche Bedeutung, Einfluss oder Folgen hat die Anerkennung durch signifikante Andere).

Um diese Grundbegriffe zu hinterfragen, haben wir sie in grobe Fragen umformuliert, in Gruppengesprächen verallgemeinert und subtiler formuliert und so maßgeblich die konkrete Form und Gestalt des Leitfadens bestimmt. Der Leitfaden ist zur Übersichtlichkeit in thematische Blöcke unterteilt (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 132). Hierbei soll in einem ersten Fragenblock die Auffassung von der eigenen Identität erläutert werden, sodass sich die Forschenden ein Bild des Selbstkonzepts des Untersuchten machen können. Des Weiteren sollen in einem zweiten Fragenblock die Zusammenhänge von Identität und Selbstnarration selbstläufig dargestellt werden. Damit soll festgestellt werden, ob das Identitätsbild wirklich von der Narration hergeleitet wird, also die Narrationsform als Identitätsarbeit empfunden wird. Der Fokus der Interviews wird auf der subjektiven Identitätsarbeit durch Narration liegen, also inwiefern es bei beiden Tätigkeiten zu identitätsbildenden Prozessen kommt. In einem dritten Fragenblock soll erfragt werden, welchen Stellenwert Anerkennungserfahrungen für die Identitätsarbeit haben.

Mit gutem Datenmaterial lässt sich am Ende ein Vergleich zwischen Tagebuchschreibern und Bloggern ziehen. Dies soll in semantischer Gruppenanalyse der Interviewtranskripte³ erfolgen. Nur wenn die Gruppe sich einig ist, dass die zwei eingeführten Kategorien wiederzufinden sind, kann der letzte Schritt des Vergleiches herangezogen werden.

In sozialwissenschaftlichen Interviewstudien sind natürlich auch Formalia einzuhalten, wie zum Beispiel die Probanden über die Datenschutzbestimmungen aufzuklären und personen- oder ortsbezogene Bezeichnungen zu anonymisieren (vgl. Helfferich 2005, S. 190f.). Selbstverständlich haben wir uns auch eine Einwilligungserklärung eingeholt, um mit dem Material legal arbeiten zu können.

2.3.2.6 Auswertung

Da wir uns für ein rekonstruktives Verfahren entschieden haben und unser Erkenntnisinteresse maßgeblich auf das Verstehen der Motive fokussiert ist, bot sich für uns die dokumentarische Methode nach Ralf Bohnsack an (vgl. Bohnsack 2010). Mit seinen methodologischen Annahmen und Analyseschritten bearbeiteten wir unser Material auf der Suche nach handlungsleitenden

3 Transkribiert wurde wörtlich unter Berücksichtigung der Pausenlänge. Diese ist jeweils in Klammern angegeben, d. h. Pausen, die kürzer als eine Sekunde sind, werden mit (.) gekennzeichnet, alles was darüber ist mit der Sekundenzahl. Darüber hinaus sind lachend gesprochene Ausdrücke mit dem @ Zeichen markiert.c002_fn1

Mustern bei der Wahl der Form schriftlicher Selbstnarration. Im Folgenden soll die theoretische Grundlage der dokumentarischen Methode kurz dargestellt werden, um dann die Analyseschritte vorzustellen, die unsere Arbeit am Material begleiteten. Abschließend schildern wird unser Vorgehen beim Vergleich der handlungsleitenden Muster. „Wie gehandelt wird, weist immer auf unterschiedliche Ausformungen des Alltagswissens und damit auch auf unterschiedliche soziale Bedingungen der Handelnden zurück.“ (Kleemann et al. 2009, S. 154) Bei der dokumentarischen Methode geht es genau darum zu untersuchen, „(...) welche unterschiedliche typische Denk- und Handlungsmuster existieren, wie diese zustande kommen und welche praktischen Konsequenzen sich daraus ergeben“ (Kleemann et al. 2009, S. 154). Der Weg des Erkenntnisgewinns führt hierbei über Dokumentationen der alltäglichen Praxis, welche die Beschreibung der tief-erliegenden und sozial geformten Muster ermöglicht.

Diese Methode basiert im Grunde auf Webers Idealtypen und wurde von Schütz, Mannheim und Schütze weiterentwickelt. (vgl. Bohnsack 2010, S. 22f.; Kleemann et al. 2009, S. 154f.) Karl Mannheim hebt die Seinsverbundenheit des Denkens hervor, also die Gebundenheit des Alltagswissens an die Perspektive des Individuums (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 252). Diese individuelle Situation und Perspektive von Personen wirkt sich auf die Struktur ihres Handelns aus. Die Individuen entwickeln ein inkorporiertes Wissen über die für sie relevanten Alltagsbedingungen. Dieses Wissen wird in Spätphasen der Sozialisation selbstverständlich und verschiebt sich auf eine atheoretische, unreflektierte Ebene (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 250). Ziel der dokumentarischen Methode ist die Rekonstruktion dieses handlungsleitenden Erfahrungswissens, um Aussagen über das Zusammenspiel zwischen den gesellschaftlichen Strukturen und individuellen, sozialen Handlungen treffen zu können.

Bohnsack stellt im Anbetracht des soziologischen Forschungsinteresses eine praxeologische Typenbildung in den Vordergrund, welche mit einer bestimmten Abfolge von Untersuchungsschritten den Gehalt und die Tiefe des Erklärungsversuches sicherstellen soll. So sind seiner Meinung nach ikonografische Typen, also die bloße Umschreibung und Nacherzählung von dokumentierten Typen, keine Aufgabe der Soziologie (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 244). Die sozialwissenschaftliche Forschung sollte, sofern sie an der Rekonstruktion von handlungsleitenden Motiven interessiert ist, ikonologisch arbeiten. Damit ist gemeint, dass der Sinn und die Genese dieses handlungsleitenden Motivs durch interpretative und komparative Techniken nachvollzogen werden soll.

In der Terminologie dieser Methodologie geht es darum, die handlungsleitenden Orientierungsrahmen zu rekonstruieren (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 157). Dies gelingt über eine Analyse und Interpretation unter Rückbezug auf die Prinzipien des Fremdverstehens im konjunktiven und kommunikativen Erfahrungsraum (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 160). Im praxeologischen Verständnis ist die Frage nach dem Sinn einer Handlung oder Äußerung diejenige nach der Struktur, nach dem generativen Muster oder der generativen Formel, dem *modus operandi* des handlungspraktischen Herstellungsprozesses (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 248). Dabei wird zwischen sinngenetischer und soziogenetischer Typenbildung unterschieden. Die sinngenetische Typenbildung ist eine Interpretation der die Handlungspraxis generierenden Muster (Orientierungsrahmen). Die soziogenetische Typenbildung ist eine Interpretation der historischen oder sozialen Genese jener Orientierungsrahmen (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 165f.). Diese Typenbildung erfolgt über die Rekonstruktion des handlungsleitenden Alltagswissens in Form von kontrastierenden Vergleichen, den Vergleich in der Gemeinsamkeit sowie die fallinterne und die fallübergreifende Kontrastierung (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 163f.).

Diese Typenbildung folgt drei Auswertungsschritten, wovon die ersten zwei direkt mit der Transkription der Interviewaufnahmen und der Datenselektion entlang der Themensetzung

sowie von Sprechdynamiken beginnen. Der letzte betrifft die Analyse, welche wiederum in drei Schritte geteilt ist. Den ersten Schritt der Materialtranskription führten wir entlang der von Przyborski und Wohlrab-Sahr vorgeschlagenen Systematik durch (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 162ff.). Bei dem Schritt der Sequenzierung muss man sich auf den Forschungsgegenstand und das Erkenntnisinteresse im Interview fokussieren. Diese Passagen sind durch sprachliche Auffälligkeiten wie Metaphern, Umschreibungen oder Ersatzwörter gekennzeichnet (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 170). Bohnsack nennt diese Passagen Fokussierungsmetaphern. „In narrativen Interviews sind es die Passagen mit hoher narrativer Dichte, also hohem Detailierungsgrad, die den Charakter von Fokussierungsmetaphern annehmen.“ (Bohnsack et al. 2013, S. 250) Des Weiteren sollten in diesen Passagen die grundlegenden Orientierungen und die Konstruktion von Sinnsystemen enthalten sein (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 170).

Nachdem die relevanten Sequenzen ausgewählt wurden, geht man zum letzten Auswertungsschritt der Analyse über. Dieser besteht aus folgenden Analyseschritten: formulierende Interpretation, reflektierende Interpretation, komparative Kontrastierung, Typenbildung und Vergleich der Typen (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 173). All diese Schritte haben wir für jeweils vier Sequenzen pro Fall in Gruppenarbeit durchgeführt.

Beim ersten Analyseschritt wird die Sequenz reformuliert, um den Objektsinn der Sequenz zu rekonstruieren (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 173). Hier wird auf das „Was“ geachtet, um im nächsten Schritt der reflektierenden Interpretation auf das „Wie“ zu schauen. Es werden die Passagen auf Textsorte und Zugzwänge des Erzählens hin untersucht sowie sprachlich auffällige Stellen näher betrachtet und abstrahiert. Im dritten Schritt wird durch Gegenüberstellung und Kontrastierung auf die handlungsleitenden Orientierungsrahmen abstrahiert und dann mit anderen Fakten innerhalb des Falles verglichen und somit spezifiziert (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 163 f.).

Anschließend wird der sinngenetische Typ rekonstruiert. Durch komparative, fallinterne und fallübergreifende Kontrastierung wird untersucht, ob die handlungsleitenden Orientierungsrahmen oder Motivationen einem gemeinsamen Typus angehören. Hierbei sind die erlernten Prinzipien des kontrollierten Fremdverstehens und der Indexikalität von Äußerungen zu berücksichtigen.

Nach der Methodologie der dokumentarischen Methode würde sich nach der sinngenetischen Typenbildung die soziogenetische Typenbildung anschließen, in welcher die Einbindung der Typen in eine umfassendere Typologie zu untersuchen ist (vgl. Bohnsack et al. 2013, S. 254; Kleemann et al. 2009, S. 185). Mit der geschlechts-, bildungs-, alters- und entwicklungstypischen Spezifikation der Prototypik durch anderes Material soll die rekonstruierte Typologie überprüft werden, bis die Genese des Typus erklärt werden kann (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 181). Diesen soziogenetischen Typenbildung genannten Teil der Analyse konnten wir im Rahmen der Lehrforschung leider nicht umsetzen. Aufgrund von Zeit und Material beschränkten wir uns in der Untersuchung auf die Herleitung der handlungsleitenden Orientierungsrahmen, also der Motivationen zur schriftlichen Kernnarration durch Fallbeschreibungen, und ermittelten daraus eine Typologie mit zwei Typen. Im letzten unserer Analyseschritte werden wir diese zwei Typen gegenüberstellen und vergleichend diskutieren.

Analog zu diesem Vorgehen sind die ► Abschn. 2.4 und 1.5 des Lehrforschungsberichtes zum einen der Darstellung der Analyse der Motive und Orientierungsrahmen der Tagebuch Schreibenden und zum anderen der Analyse der Bloggenden, mit den jeweiligen Fallbeschreibungen gewidmet. Darauf folgen die komparative Gegenüberstellung der zwei Kategorien und ein abschließender Rückbezug auf die anfänglichen Annahmen.

2.4 Analyse der Tagebuchschreibenden

2.4.1 Überblick

In ► Abschn. 2.4.2 und 2.4.3 werden zwei Fälle von Tagebuch schreibenden Personen vorgestellt. Diese werden auf ihre Hintergründe und daraus resultierende Motivationen für eine spezielle Form der schriftlich fixierten Narration untersucht. Die Fälle werden vorerst einzeln vorgestellt, mitsamt ihrer spezifischen Motivation. Daraufhin werden die Gemeinsamkeiten vorgestellt, die uns Rückschlüsse darauf geben, welche Funktionen das Tagebuchschreiben erfüllt und ob diese im Zusammenhang mit Identitätsarbeit stehen.

2.4.2 Der Fall Joachim Schreiner – Tagebuchschreiben als aktive Identitätsarbeit

Joachim Schreiner befindet sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer Umbruchphase seines Lebens. Nachdem er elf Jahre lang als Lehrer an einer Waldorfschule tätig war, was er als seinen „Traumberuf“ bezeichnet, möchte er sich nun, mit 40 Jahren, seinen Herzenswunsch erfüllen und ein Philosophiestudium in einer neuen Stadt beginnen, „weil das grad anliegt.“ Schon nach Abschluss seines Ingenieurstudiums hat er das Gefühl, dass dies „nicht [s]ein Weg“ ist und studiert einige Semester lang Philosophie, bevor er die Ausbildung zum Waldorfschullehrer beginnt, den er als einen für sich passenderen Weg beschreibt. Das Motiv der „Suche nach dem richtigen Weg“ und der Glaube, dass man seinem Herzen folgen muss, um diesen für sich zu finden, ist handlungsleitend für Joachim Schreiner.

Joachim Schreiner. leidet unter Depressionen und ist überzeugt davon, „dass jede Krankheit immer nur eine Anzeige ist, lieber Mensch, du läufst grad in die falsche Richtung“, dass also Krankheiten generell und im Speziellen seine Depressionen ein Indikator dafür sind, dass man seinem Herzen nicht folgt. Er glaubt, dass, wenn er seinem Herzen folgt, auch seine depressiven Phasen, die ihm Energie rauben und seine Tatkraft einschränken, sich verringern werden und er sich schlussendlich, durch das Finden des für ihn bestimmten Weges, von ihnen heilen kann. Auch steht er der Zukunft positiv entgegen, denn „wenn ich genau das mach, was mein Herz mir zuruft, ja dann öffnen sich plötzlich Türen, wahrscheinlich auch Türen, die ich heute noch gar nicht kenne.“ Er setzt das „Herz“, mit dem er den Kern seiner Persönlichkeit meint, der ihm selbst nicht gänzlich bewusst ist, der „Ratio“ entgegen, welche sowohl das eigene rationale Denken als auch die verinnerlichten sozialen Normen und antizipierten sozialen Erwartungen beinhaltet. Wir können diese Trennung auf das Konzept G. H. Meads, der zwischen »I« und »Me« trennt, übertragen. Trotzdem wird die Bezeichnung Herz in dieser Darstellung weiterhin verwendet, da Joachim Schreiner diesen Begriff für sich selbst verwendet.

Joachim Schreiner. glaubt, dass es „nach dem Tod weitergeht [...] und dass das, was ich seelisch, geistig entwickle, dass ich das mitnehme ...“ Der Glaube daran sowie die Abwesenheit einer Familie erlauben ihm auch, sein Leben als „absoluter Idealist“, als den er sich selbst wiederholt bezeichnet, unabhängig und ohne große materielle Ansprüche zu leben. Er kann sich dadurch intensiv mit seiner eigenen Entwicklung beschäftigen, da er für keinen anderen als sich selbst Verantwortung trägt. Und an dieser Entwicklung arbeitet er auch aktiv, was sich unter anderem in folgendem Ausschnitt zeigt: Er studierte zum Beispiel die ästhetischen Briefe von Schiller, „für mich ganz allein, zwei Monate lang“, „Ich denke gerne nach über Dinge, das Leben im Allgemeinen..

ahm ... hab auch meine künstlerische Ader erst die letzten Jahre entdeckt, schreibe auch Gedichte seit zwei und halb Jahren [und] musiziere“.

Sein Lebensziel ist, vermutlich aus seinem Glauben an die postmortale Existenz seiner Seele heraus motiviert, sich geistig und persönlich weiterzuentwickeln, sich also auf seine Art selbst zu verwirklichen beziehungsweise sich selbst zu optimieren.

Der Drang nach Selbstentwicklung scheint in Joachim Schreiners Leben schon immer präsent gewesen zu sein. Doch vor allem in den „letzten Jahren“ hat er viele Entwicklungsschritte gemacht. Auf die aktuelle aktive Arbeit an seiner Selbstentwicklung deutet hin, dass er erst in den „letzten Jahren“ seine künstlerische Ader entdeckt hat. Auch hat er seine Depressionen immer besser im Griff, und er wird besser darin „im Moment zu leben“. Zwar sagt Joachim Schreiner nicht explizit, dass diese Entwicklungen mit dem Tagebuchschreiben zusammenhängen, doch vieles deutet darauf hin, dass das Schreiben eines Tagebuchs ihm bei seiner Entwicklung durchaus eine große Hilfe ist, also eine wichtige Funktion als Werkzeug der Identitätsarbeit einnimmt.

Zum Tagebuchschreiben kommt Joachim Schreiner erst durch einen äußeren Anstoß. Die Situation ergibt sich daraus, dass er in einer schweren depressiven Phase im Alter von 32 Jahren Hilfe benötigt. Auf den Hinweis einer Bekannten meldet er sich bei einem Seminar an, das sich mit dem Selbstdialog in schriftlicher Form beschäftigt. Jeder Teilnehmer wird aufgefordert, sich ein Tagebuch zu kaufen, um mitarbeiten zu können. Schon zuvor hat Joachim Schreiner sich im Tagebuchschreiben versucht, doch es wieder aufgegeben, da ihm das nichts „gab“. Erst durch das Seminar merkt Joachim Schreiner, dass ihm das Schreiben in Form eines inneren Dialogs so wie das Wiederlesen des Tagebuchs hilft, wie im folgenden Zitat klar wird:

» [D]a hab ich gemerkt [...] Es gibt mir was, es hilft mir, ich spinne praktisch einen inneren Dialog, ich lasse einfach fließen, was mir an Gedanken kommt und schreibs auf. Und fand das hoochspannend, wenn man es n Tag später nochmal aufschlägt, jaa, das meiste hat man dann noch so in der Erinnerung, aber dann so nachliest, das war der Einstieg für mich, Tagebuch zu schreiben, weil das äh., da hab ich gemerkt: das hilft mir.

Joachim Schreiner schreibt anfangs, durch das Seminar motiviert, in Form eines Dialogs mit dem „inneren Kind“, was für ihn gleichbedeutend mit dem „Herzen“ ist. In schriftlicher Form fragt er „sein Herz“, also sein Unbewusstes Dinge, über die er sich klar werden möchte, und antwortet selbst darauf. Wohlgemerkt spricht Joachim Schreiner nicht von einem Monolog, sondern einem Dialog. „Wenn man alleine ist und dann schreibt, ist man im Gespräch mit sich selber.“ Das bedeutet, er trennt im schriftlichen Gespräch zwischen Innen und Außen, dem »I« und dem »Me«, und nimmt jeweils deren Sichtweisen ein. Somit wird er sich selbst klarer darüber, was er wirklich will, und setzt sich in dieser dialogischen Form auch mit der Differenz zwischen innerem Bedürfnis und äußeren Anforderungen und Erwartungen an seine Person auseinander. Durch die bewusste Beschäftigung mit seinen inneren Bedürfnissen erschließt sich auch die Möglichkeit, diese zu befriedigen. Er kann das durch die schriftliche Fixierung explizierte Wissen über sich selbst auf die Gestaltung seiner Handlungen anwenden und sein Leben so besser an seinen inneren Bedürfnissen ausrichten.

Joachim Schreiner schreibt alles auf, was ihm bedeutsam erscheint, ihn berührt oder aus dem Unbewussten „hochkommt“. Spannender als Erlebnisse aufzuschreiben, findet er es, Gedanken zu etwas aufzuschreiben. Die Gedanken, die ihm aus dem Unbewussten „hochkommen“ und die ihm bedeutend erscheinen, muss er sofort festhalten, um sie nicht wieder zu vergessen, denn „man vergisst doch mehr als man denkt“. Auch wenn er auf Reisen ist, ist es ihm sehr wichtig, das

Tagebuch mit sich zu führen. Hat er dies einmal vergessen und er erlebt etwas, was er festhalten möchte, so braucht er „schnell 'n Zettel“ und schreibt es sich darauf auf. Da er es dann zu Hause ins Tagebuch übertragen „muss“ und ihm das zu anstrengend ist, hat er sich selbst dazu erzogen, sein Tagebuch immer mit sich zu führen. Auch Erlebnisse schreibt er auf, wenn sie ihm bedeutsam erscheinen, denn „ich glaube nicht, dass Dinge zufällig passieren, sondern, dass, wenn Dinge einem begegnen von außen, Änderungen, [...] dann ... könnte man sagen, hat das einen Sinn, auch wenn ich ihn nicht verstehe.“ Hier zeigt sich der Drang, das, was ihm wichtig erscheint, festzuhalten, um es nicht zu vergessen. Das Tagebuch ist nicht ein Ort, an dem er Gefühle ablädt, sondern ein langfristig angelegter Speicher für Erlebnisse, deren Sinn er ergründen möchte, und Erkenntnisse und Gefühle, die sein Innerstes widerspiegeln.

Einerseits müssen also Gedanken schnell festgehalten werden, um sie dem Vergessen zu entziehen, sodass er diese Gedanken langfristig im Entwicklungsprozess nutzen kann, andererseits berichtet Joachim Schreiner, von einer „Verlangsamung“ durch das handschriftliche Schreiben, welches eine „Selbstbewusstseinsstärkung“ mit sich bringt, da man sich über seine Gedanken und Gefühle erst klar werden muss, um diese in Worte fassen zu können. Es ist ein intuitives Schreiben, da er nur subjektiv bedeutsame Dinge aufschreibt, gleichzeitig aber auch hochreflektiert, da er Emotionen und Erlebnisse so genau wie möglich festhalten möchte und sich dafür erst intensiv mit ihnen auseinandersetzen muss, bevor er sie schriftlich fixiert. Daher findet er es manchmal anstrengend sich hinzusetzen und Tagebuch zu schreiben. Doch die in vielerlei Hinsicht positive Wirkung auf ihn lässt ihn das Tagebuch vor allem wegen seiner Funktion für die Identitätsarbeit als einen „fundamentalen Bestandteil [seines] Lebens“ sehen, den er nicht nur „pflegt“, sondern der „metaphorisch gesprochen, [...] fast wie Atmen“ für ihn ist. Wie er sagt: „Ich brauche es. Ich brauche es!“

Joachim Schreiner hat sich, seiner Angabe nach, nie viel mit Freunden ausgetauscht, was er auf seine Introversion zurückführt. Er hat sich, bevor er mit dem Tagebuchschreiben begann, oft nur mit sich selbst in Gedanken ausgetauscht, und das ist, wie er sagt, gefährlich. Im rein mentalen Austausch mit sich selbst

- » da kann man sich auch selbst betrügen, aber allein das (...) dann eben auf(zu)schreiben, dann ist man schon einen Schritt weiter, weil man dann wirklich 'was schreibe ich denn da hin, glaube ich das wirklich? Ne, passt nicht das Wort. Wegstreichen, anderes Wort.'

So kann er sich durch das Tagebuchschreiben reflexiv mit sich selbst auseinandersetzen, was ihm zuvor, ohne den Explizierungszwang der schriftlichen Fixierung und auch aufgrund des Mangels an Austauschpartnern, schwerer fiel.

Die Gedanken und der Austausch mit sich selbst werden durch die Verschriftlichung fixiert und sind ihm so auch in anderen, späteren Situationen zugänglich, anstatt in Vergessenheit zu geraten. So kann Joachim Schreiner analysieren, was sein „Herz ihm zuruft“ und dementsprechend sein Leben gestalten. Durch das Leben des richtigen Weges würden auch seine Depressionen abnehmen und er sich sozusagen „ein bisschen selber therapieren“.

Für Joachim Schreiner hat das Tagebuch demnach zweierlei Funktionen. Einerseits hilft ihm der Akt des Schreibens, sich zu verlangsamen und sich durch die erforderliche Explizierung der Gedanken seiner selbst bewusst zu werden und zu merken, was ihm im Leben wichtig ist.

Andererseits hat das Lesen des Geschriebenen zu einem späteren Zeitpunkt eine wichtige Funktion. Er liest gerne nochmals das von ihm Geschriebene. Es ist für ihn „so wie des Gefühl, man erkennt sich nochmal selber besser“. Denn so kann er Dinge, die er schon vergessen hat, „weil man erlebt ja so viel im Leben, das kann man sich gar nicht alles merken“, die ihm jedoch beim Aufschreiben wichtig waren, sich nochmal ins Gedächtnis rufen. Er kann sie betrachten

und mit seinen jetzigen Einstellungen, Ansichten und Gefühlen vergleichen. So hat das Wiederlesen des Tagebuchs eine objektivierende Funktion und hilft ihm, seine Persönlichkeitsentwicklung und seine geistige Entwicklung zu reflektieren.

Die Motive, die ihn Tagebuch schreiben lassen, sind also zum einen, dass es ihm hilft, ein inneres Gleichgewicht zu halten, er also durch das Schreiben seine Depressionen besser kontrollieren kann, die ihm seine Energie rauben, welche er benötigt, um sich selbst zu verwirklichen. Das Tagebuchschreiben hilft ihm durch die aufmerksame Selbstreflexion, nicht in depressive Phasen abzurutschen, indem er dem früh genug entgegensteuern kann. Durch die Kontrolle der Depressionen kann er seinen Weg der Selbstverwirklichung effizienter verfolgen. In diesem Sinne hilft ihm das Tagebuchschreiben dabei zu funktionieren.

Zum anderen ist das Tagebuchschreiben ein Werkzeug, mit dem er aktiv Identitätsarbeit betreibt. Er speichert langfristig Dinge, die er nicht vergessen möchte. Durch das Reflektieren von Gedanken und Gefühlen beim Schreiben wird er sich selbst bewusster und kann diese objektiver betrachten. Durch das Wiederlesen des Geschriebenen ruft er Vergessenes wieder ins Gedächtnis und kann seine eigene geistige und persönliche Entwicklung nachvollziehen und auf einer Metaebene betrachten.

2.4.3 Der Fall Hanna Künstler – Tagebuchschreiben als Ventil

Hanna Künstler ist freischaffende Künstlerin, die momentan versucht, ihre Selbstständigkeit aufzubauen. Sie ist Ende 20 und schreibt, seit sie etwa neun Jahre alt ist, regelmäßig Tagebuch.

Hanna Künstler wächst in einer Kernfamilie auf, die jedoch viel Zeit in einer „Wochenendkommune“ verbringt. Ihre Mutter leidet unter einer psychischen Erkrankung, die zahlreiche Familienkonflikte mit sich bringt. Die Mutter ist mit sich selbst und ihrer Krankheit beschäftigt, und der Vater ist oft durch die sich daraus ergebende Situation überfordert, sodass er wenig Zeit und Verständnis für seine Kinder aufbringt und zu cholerischen Ausbrüchen neigt. Hanna Künstler lernt, dass man sich für die Krankheit der Mutter schämen muss. Die erlernte Scham überträgt sie auch auf ihre eigenen Gefühle, die sie dann, auch aufgrund der Wutausbrüche, die sie provoziert, wenn sie sich dem Vater mitteilt, für sich zu behalten lernt. Die Krankheit ihrer Mutter und die Wutausbrüche ihres Vaters arbeitet sie später in einer Therapie auf und vermutet daher, dass viele Aspekte ihres Verhaltens sich aus ihrer problematischen Familiengeschichte heraus erklären lassen.

Obwohl sie viel Zeit in der Kommune verbringt, in der eine Mentalität der Gemeinschaft und des Teilens herrscht, fühlt sie sich alleingelassen und unverstanden. Auch in der Schule hat sie nicht viele Freunde, mit denen sie sich austauschen und mitteilen kann. Sie empfindet nicht nur eine soziale Kälte in der Kommune, auch die Abwesenheit von Privatsphäre macht ihr zu schaffen. Sie bezeichnet sich als verschlossen und der Umwelt gegenüber als sehr dünnhäutig. Mit Dünnhäutigkeit meint sie, dass sie äußere Einflüsse schnell internalisiert.

Hanna Künstler berichtet von drei „Metamorphosen“ in ihrem Leben, die für sie prägende emotionale Umbrüche waren. Die Metamorphosen gingen immer mit einem aktiven Bruch mit ihrer sozialen Umwelt einher und mit einem daraus resultierenden Wandel des Lebensgefühls. Ein Grund für die Umbrüche ist unter anderem,

- » dass ich irgendwie keine Ahnung meiner Umwelt gegenüber (2) ne gewisse Dünnhäutigkeit habe und das heißt, sehr viel angenommen habe von dem, was mich so begleitet hat in meinem Leben oder so (2) und irgendwann kam dann immer der Punkt, wo ich das einfach abstoßen wollte.

Sie löst sich durch die Metamorphosen von dem Gefühl der Fremdbestimmtheit und lebt neue Facetten ihrer Persönlichkeit aus. Obwohl diese Metamorphosen ein Kraftakt für sie sind und bedeutende Einschnitte in ihrem Gefühlsleben darstellen, kann sie sich weder an den genauen Anlass erinnern, noch was genau diese Metamorphosen beinhalteten.

In ihrer Erzählung bezieht sie sich, aus oben genannten Gründen, oft auf ihre Biographie. Vor allem die Abwesenheit eines Gesprächspartners, dem sie sich mitteilen kann, und das partielle Aufwachsen in einer Kommune, in der sie keinerlei Privatsphäre hat und sich nicht geborgen fühlt, tauchen immer wieder auf.

Die Abwesenheit eines Gesprächspartners oder einer Vertrauensperson lässt sie im Alter von etwa neun Jahren ihren ersten Tagebucheintrag verfassen. Sie bezeichnet die Geschichte dazu als eine lustige und niedliche Anekdote. Diese ist jedoch in einen traurigen Kontext eingebettet: Da sie mit ihrer Geigenlehrerin nicht zurechtkommt, schwänzt sie den Unterricht. Sie hat Angst, dies jemandem anzuvertrauen, da „[...] keiner da war, dem ichs erzählen konnte“. Ihre Eltern waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt und an Freunden, denen sie es erzählen kann, mangelt es ebenfalls. Also greift sie zu einem Buch und schreibt hinein: „heute (.) sch-schwänze ich den Geigenunterricht, ich hab's niemanden erzählt.“ Danach fühlt sie sich erleichtert.

Dies ist für sie der Einstieg ins Tagebuchschreiben, was sie danach weiterführt, denn sie merkt, dass sie dort „alles das was ich gerne woollte ääh (.) erzählen wollte vielleicht auch, oder was ich loswerden wollte oder (1) um mir da auch vielleicht ne Sicherheit zu geben“ loswerden kann.

Sie schreibt ab diesem Zeitpunkt vor allem, wenn sie sich in emotionalen Hoch- oder Tiefphasen befindet, mit denen sie umgehen muss. In Phasen, in denen sie sich unsicher fühlt und sich aufgrund der in der Kindheit erlernten Scham niemandem mitteilen kann, schreibt sie vermehrt, denn das Tagebuchschreiben ist für sie „immer auch so ne (.) bestimmte Selbstvergewisserung“.

Das Tagebuchschreiben ist für Hanna Künstler keine Pflichterfüllung oder gar Anstrengung, sondern das Gegenteil. Es ist ihr ganz privater Raum, wo sie sie selbst sein kann. Es gibt ihr Sicherheit. Sie kann hier alle Emotionen und Gedanken, „so dieses alles das was ich mich nicht getraut habe zu sagen“, ungefiltert und unreflektiert „rauslassen“, ohne jemanden dadurch zu verletzen oder dem Urteil anderer ausgesetzt zu sein, weil sie das Tagebuch allein für sich selbst schreibt. Wenn sie etwas so sehr beschäftigt, dass es sie in ihrem Handeln behindert, nimmt sie sich Zeit für sich und schreibt es in ihr Tagebuch. Durch das Aufschreiben externalisiert sie störende Gefühle und Gedanken. Des Weiteren wird sie sich ihrer eigenen Meinung und ihrer Gefühle beim Schreiben bewusster. Ohne sich von anderen Stimmen beeinflussen zu lassen, kann sie sich mental mit ihren eigenen Gedanken und Einstellungen zu Dingen beschäftigen und sich darüber klar werden, was sie will. Die Betrachtung der eigenen Meinung stärkt ihr Selbstbewusstsein, wenn sie sich unsicher fühlt. Das Tagebuchschreiben hat somit auf der emotionalen Ebene eine reinigende und befreiende, auf der kognitiven Ebene eine klärende und ordnende Funktion.

Den Gedanken, dass jemand das Geschriebene lesen könnte, vermeidet sie, da sie sich das beim Schreiben nicht verstellen möchte. Sie möchte so ehrlich wie möglich schreiben können.

» Und ich versuche (.) möglichst so schnell zu schreiben, dass ich mir gar nich bewusst mache, was ich schreibe.

Durch das Erlernen der *écriture automatique*, des automatischen Schreibens, muss sie nicht mehr darüber nachdenken, was sie aufs Blatt bringt, sondern kann ihre Gedanken und Gefühle

ohne die Barriere der rationalen Kontrolle direkt aus dem Unterbewussten auf das Blatt fließen lassen. Oder wie sie sagt: „Schneller zu schreiben als (.) wie ich mich beobachten kann, damit ich endw-endlich mal alles zur Sprache bringe sozusagen“. So schließt sie auch eine automatische Selbstzensur aus. So „kannst du was abladen, du kannst dich befreien, du fühlst dich gut danach.“

Manchmal erstaunt es sie selbst, was sie aufs Blatt bringt. Sie schreibt alles auf, was sie gerade beschäftigt und was sie rauslassen muss. Nur die Anfänge einer neuen Beziehung hält sie niemals schriftlich fest, das ist die einzige Einschränkung, die sie sich auferlegt.

- » ers wenn alles in Sack und Tüten war, dann wurde wieder aufgeschrieben. Genau. As-auch n Ritual im Prinzip ab. (2) Genau, da war so die- (.) diese Ehrfurcht da vor dem Wort (l: mhm), vor dem (1) etwas zu fest schon beschreiben. Etwas (.) zu sehr haben wollen, oder keine Ahnung irgendwie so.

Sie bezeichnet dies als Aberglauben. Die Ehrfurcht vor dem Wort ist die Ehrfurcht vor der Macht des Wortes, als selbsterfüllende Prophezeiung zu wirken. Die Angst, etwas zu sehr haben zu wollen, vielleicht Gefühle durch das Aufschreiben schon zu festigen, kommt hier zum Ausdruck.

Wenn sie alles „los geworden“ ist, legt sie das Tagebuch weg und damit den Inhalt vorerst ad acta. Auch das Beenden eines Tagebuches empfindet sie als Erleichterung, den Beginn eines neuen Buches als einen euphorischen Moment. Sie kann das vollgeschriebene Tagebuch „weschließen“ und „ad acta“ legen, mitsamt ihren darin festgehaltenen Gefühlen. Mit einem neuen Tagebuch beginnt ein neuer Abschnitt. Im Tagebuch ist noch nichts festgehalten, nichts ist verbalisiert, und alle Möglichkeiten stehen noch offen.

Zwar liest sie manchmal später das Geschriebene nochmal durch, nachdem sie emotionalen Abstand dazu gewonnen hat oder es, wie in der Therapie, aktiv aufarbeiten will. Doch ist das Wiederlesen des Tagebuchinhalts generell kein zentraler Bestandteil ihres Umgangs mit dem Tagebuch. Da sie angibt, in Umbruchphasen besonders viel zu schreiben, und aussagt, dass sie sich nicht daran erinnern kann, deutet darauf hin, dass sie die betreffenden Passagen im Tagebuch tatsächlich nicht nochmal gelesen hat. Sie hat alle damit verbundenen Gefühle und Erinnerungen ad acta gelegt. Sie schreibt das Tagebuch vorrangig für den Moment, um sich zu ordnen und Dinge abzulegen. Die Wirkung ist kurzfristig.

Hanna Künstler trennt stark zwischen Innen und Außen und kontrolliert, was sie anderen gegenüber ausdrückt. Ihr Innerstes will sie nicht etwa wie Joachim ergründen, um sich danach auch in ihrer Lebensweise zu richten, sondern möchte es externalisieren und wegschließen, sodass es sie nicht weiter in ihrem Leben beeinflusst. Sie kann sich durch das Schreiben selbst besser „hören“. Das Tagebuch ist das Ventil für ihr Innerstes. Es vermittelt ihr die Sicherheit, sich selbst, vor allem hinsichtlich ihrer Emotionen, kontrollieren zu können.

- » Wenn ich wusste ich habs dabei, dann wusst ich (.) wenn ich jetzt mit irgndner Situation nichklomme (l: mhm) oder irgndn kon- irgendwas (.) weiß ich nich, schlägt mir auf die (1) Leber oder wie auch immer. Dann wusst ich, oh ich kann mich abends hinsetzen und kann da mal kurz was reinschreiben und mal (.) Frust ablassen.

Sie verwendet es, um Dinge loszuwerden, die sie im Alltag behindern und gedanklich sowie emotional beschäftigen, und um sich zu ordnen. Das Tagebuchschreiben hilft ihr demnach, in ihrer sozialen Umwelt zu funktionieren.

2.4.4 Fallvergleich

Da die Motivationen hinter dem Tagebuchschreiben differieren, unterscheidet sich bei den beiden vorgestellten Fällen, Joachim Schreiners und Hanna Künstlers, auch der Umgang mit dem Tagebuch.

Hanna Künstlers Motivation zu schreiben ist es, einen Raum für sich zu haben, der ihr eine gewisse Sicherheit gibt und in dem sie alles, was sie sich im Umgang mit anderen Menschen nicht traut zu formulieren, aufschreiben kann. Hanna Künstler kommt aus eigener Motivation heraus zum Tagebuchschreiben, da sie ihr Mitteilungsbedürfnis befriedigen muss und sich mangels einer Vertrauensperson und eines Gesprächspartners dem Buch anvertraut. Das Tagebuchschreiben hilft ihr, sich zu kontrollieren, und das gibt ihr Sicherheit. Denn wenn sie unsicher ist oder eine Situation sie überfordert, kann sie sich hinsetzen und ihren „Frust rauslassen“, um danach wieder zu funktionieren.

Sie bezeichnet sich als cholerisch, kann aber die eigene Wut nicht ausleben, da sie durch die Wutanfälle ihres Vaters geprägt ist, und so neigte sie früher zu Autoaggressionen. Durch die Externalisierung ihrer Gefühle im Tagebuch kann sie diese einerseits von einer diffusen, irrationalen Ebene auf eine rationale Ebene bringen und sortieren. Andererseits kann sie diese durch das Aufschreiben verarbeiten und „ad acta“ legen. Es hilft ihr also, sich zu ordnen sowie sich zu kontrollieren, indem sie überschüssige Emotionen hineinschreibt und das Tagebuch als Ventil nutzt.

Da die Funktion des Tagebuchs darin liegt, zu ordnen, zu kontrollieren, als Ventil zu dienen und ihr beim Funktionieren in ihrem sozialen Umfeld hilft, ist auch der Prozess des Schreibens wie auch der Inhalt ein anderer als bei Joachim Schreiner.

Hanna Künstler schreibt so unreflektiert und unbewusst wie möglich. Zu diesem Zweck hat sie das automatische Schreiben erlernt, welches es ihr durch die hohe Schreibgeschwindigkeit schwer macht, sich selbst beim Schreiben zu kontrollieren. Sie schreibt ihre Gedanken unkontrolliert, direkt aus dem Unbewussten heraus auf. So vermeidet sie Selbstzensur. Das Tagebuch ist der einzige Raum, in dem sie alles aussprechen kann, was sie möchte, und dies auch ungehemmt tun will. Hier kann sie ihre Rollen ablegen und nur sie selbst sein.

Hanna Künstler erwähnt auch, dass das Tagebuchschreiben eine „entschleunigende“ Wirkung hat und dass sie es nutzt, um ihre Gedanken zu ordnen und sich über Dinge klar zu werden sowie zu sich selbst eine Distanz zu gewinnen. Doch im Fokus steht immer das Loswerden von Gedanken und vor allem von störenden Gefühlen, die sie sonst nirgendwo abladen kann. Deswegen ist das Tagebuchschreiben für Hanna Künstler keineswegs ein Kraftakt oder eine lästige Pflichterfüllung wie für Joachim, sondern das Gegenteil. Sie fühlt sich danach erleichtert.

Auch das wiederholte Lesen ist kein Bestandteil ihres Umgangs mit dem Tagebuch. Sie möchte nicht unbedingt wieder lesen, was sie geschrieben hat. Sie will sich nicht mehr damit beschäftigen müssen. Der Effekt, den sie damit erreicht, ist ein kurzfristiger. Inhaltlich geht es bei Hanna Künstler im Gegensatz zu Joachim meist um Emotionen, nicht um abstrakte Gedanken.

Im Gegensatz dazu stehen Joachims Motive, die ihn zum Tagebuchschreiben bringen. Joachim Schreiner kommt nicht aus eigener Motivation heraus zum Tagebuchschreiben, sondern muss dies erst in einem Seminar lernen, bei dem er merkt, dass ihm das Schreiben in dialogischer Form hilft, sich selbst besser kennenzulernen. Seine Motivation ist von vornherein, dass er sich aktiv therapieren will. Dazu kommt sein Drang, sich persönlich sowie geistig weiterzuentwickeln und Erkenntnisse über sich und die Welt zu erlangen. Das Tagebuchschreiben nutzt er dazu, Gedanken und Dinge, die ihm subjektiv bedeutsam erscheinen, festzuhalten, um sie nicht zu vergessen. Er möchte diese nicht wie Hanna Künstler ihre Gefühle loswerden oder irgendwo ablegen, sondern

sie festhalten, um sie später nochmal betrachten zu können. Seine Motivation zu schreiben liegt darin, seine Gedanken und Gefühle zu reflektieren und sich dieser bewusst zu werden. Er will sich selbst besser kennenlernen, sich weiterentwickeln und sich mithilfe des erlangten Selbstwissens selber „heilen“, indem er sich in der Weise selbst verwirklicht, die seinem Innersten entspricht.

Joachim schreibt deshalb ganz im Gegensatz zu Hanna Künstler sehr reflektiert. Bevor er seine Gedanken oder Gefühle aufschreibt, macht er sich diese bewusst. Das Schreiben hilft ihm sich zu verlangsamen, sich über sich selbst und Dinge bewusst zu werden und zu merken, was er, beziehungsweise sein Innerstes, sein Herz, wirklich im Leben will. Der Effekt, den das Tagebuchschreiben auf ihn hat, ist langfristig. Es hilft ihm, sein Leben so zu leben, wie es für ihn richtig ist, indem er es an seinen innersten Bedürfnissen auszurichten versucht. Für ihn ist das Tagebuchschreiben zwar „wie atmen“, jedoch empfindet er es manchmal, im Gegensatz zu Hanna Künstler, als anstrengend, sich hinzusetzen und einen Eintrag zu verfassen.

Da ein Grundmotiv bei Joachim das „Bewusstwerden“ ist, was sich schon im Schreibprozess widerspiegelt, ist ihm auch das Wiederlesen des Geschriebenen wichtig. Er kann durch das Lesen alter Tagebücher seine persönliche und geistige Entwicklung nachvollziehen. Seinen inhaltlichen Fokus legt er auf Gedanken zu einem Thema, nicht unbedingt auf emotionale, sondern eher geistige Inhalte, was ihn wiederum von Hanna Künstler unterscheidet.

Es gibt jedoch auch Gemeinsamkeiten. Bei beiden ist auffällig, dass eine Psychopathologie vorliegt, die sie versuchen, mithilfe des Tagebuchs zu therapieren. Der Ausdruck „therapieren“ wird von beiden wörtlich verwendet. Bei Joachim Schreiner, bezieht sich das Therapieren auf seine Depression, bei Hanna Künstler auf Probleme, die aus ihrer Kindheit und Jugendzeit resultieren. Ebenso bezieht sich das Therapieren auf ihre Diskrepanz zwischen Innen und Außen, die sie, vor allem durch die Ventilfunktion des Tagebuchs, besser kontrollieren und aufrechterhalten können. Auch schreiben beide aus Mangel an Gesprächspartnern, denen sie intime Gefühle und Gedanken anvertrauen konnten oder wollten. Beide nutzen das Tagebuch, um zu sich selbst durch das Schreiben Distanz zu bekommen, vor allem dadurch, dass sie Emotionen, die vage und diffus vorhanden sind, auf eine rationale Ebene bringen und somit besser betrachten und kontrollieren können. Joachim Schreiner möchte sich verstehen, weil er die Hoffnung hat, so seinen Depressionen beizukommen, die ihn an der Verwirklichung seiner Ziele, seiner persönlichen Weiterentwicklung hindern, da sie ihm Energie rauben. Hanna Künstler dagegen will sich selbst besser kontrollieren und verstehen, um mit sich selbst, aber auch mit anderen Menschen besser zurechtzukommen. Beide nutzen das Tagebuchschreiben also auf ihre Weise, um besser zu funktionieren.

2.5 Analyse der Bloggerinnen

2.5.1 Einleitung

Im Folgenden werden zwei Fälle blogggender Personen vorgestellt. Diese werden bezüglich ihres jeweiligen Hintergrundes und der daraus entstehenden Motivation für die Narrationsform des Bloggens untersucht. Beide Fälle werden zunächst einzeln vorgestellt, wobei das Hauptaugenmerk auf der jeweiligen Herangehensweise, der Motivation und dem Umgang mit Öffentlichkeit liegt. Daraufhin werden wiederum Gemeinsamkeiten und Unterschiede gesucht, welche uns Rückschlüsse darauf geben sollen, welche Funktionen das Bloggen erfüllt und ob diese im Zusammenhang mit Identitätsarbeit stehen.

2.5.2 Fall 3: Nadja Weiß – „Beschäftigt euch mit mir“

Nadja Weiß beginnt ihre Erzählung auf die Frage, was sie als Person ausmache, mit der Behauptung jemand zu sein, der Freude am Leben hat und auch gut mit Menschen könne. Sie beschreibt sich des Weiteren als „super organisiert“ und „unstet“ zugleich. Letzteres liege vor allem daran, dass sie, trotz ihrer Zuverlässigkeit, „ganz schnell was langweilig finde(t)“. Dementsprechend gibt sie auch an, Veränderungen in der Regel positiv gegenüberzustehen, jedenfalls solange sie diese selbst herbeiführt bzw. kontrollieren kann. Dieser Widerspruch scheint ihr aber bewusst zu werden, woraufhin sie gegen Ende des Erzählabschnittes noch einmal das von ihr Gesagte auf folgende Weise zusammenfasst:

- » keine Ahnung, also alle, ich find Veränderungen dann unheimlich, wenn man nich so richtig weiß was passiert. (l: mhm) Was wahrscheinlich aber Veränderung definiert, also (2) man weiß ja, also wenn man was entscheidet und sich verändert dann weiß man nie obs was wird oder nich (.) aber prinzipiell find ich Veränderung erstma gut, ja, und geh damit auch glaub ich gut um, also ich kann die gut annehmen, weil ich kanns ja eh nicht ändern (l:mhm), kann ja nur was draus machen, und das mach ich dann.

Hier deutet sich schon an, was im weiteren Verlauf des Interviews offensichtlicher wird: Nadja Weiß versucht sich darzustellen als jemand, der alles im Blick hat. Etwaige Fehler werden, sofern bemerkt, sofort korrigiert beziehungsweise, um vorzubeugen, an einigen Stellen sogar relativiert, beispielsweise im letzten Satz des Interviews: „jeder darf sich widersprechen und ich darf das auch“. Im Gespräch gelingt ihr dies nicht immer überzeugend, so fällt ganz zu Beginn des Interviews bereits auf, wie sehr ihr daran gelegen ist, die richtigen Worte zu finden: „also ich glaube ich bin jemand deer (2) ree relativ, ne relativ lass ich weg das is immer blöd“. Der gewünschte Verzicht auf das Wort „relativ“ deutet an, dass sie sich stark darum bemüht, sicher zu wirken. Allerdings steckt in diesem Beispielsatz noch eine zweite Relativierung: „ich glaube“, eine häufig in diesem Interview anzutreffende Phrase. Dass sie nicht aus Zurückhaltung oder Bescheidenheit gebraucht wird, sollte im Verlauf dieses Berichtes sichtbar werden. Doch zunächst soll der Frage nachgegangen werden, was das alles mit einem Blog zu tun hat.

Nadja Weiß gibt an, irgendwann im Laufe ihres Studiums, im November 2009, das Bedürfnis gehabt zu haben, Dinge aufzuschreiben, die sie wahrnehme:

- » und das hatte schon viel mit dem Philosophiestudium zu tun, weil ich irgendwie (2) weils mich genervt hat das an der Uni sone Käseglocke drüber is und Philosophie son sehr elitäres Studium is un mir das aufn Keks ging (.) und ich irgendwie Lust hatte (2) Dinge einfach runterzubrechen auf das was sie sin mitnem philosophischen Ansatz, sprich irgendwie Alltagsphilosophie zu machen.

Bemerkenswert hier ist ihre Unterteilung in Alltags- und elitäre Hochschulphilosophie, welche sich in ihren Augen maßgeblich dadurch unterscheiden, dass letztgenannte in einer Darreichungsform angeboten wird, die nicht jeder verstehen kann. Sie empfindet es als ihre Aufgabe, da sie ihr Studium ja gerne teilen und die schwer genießbaren Brocken der Hochschulphilosophie in besser verdauliche, mundgerechte Stücke verwandeln möchte, „so dass es (.) jeder verstehen kann, das war so der Ansatz“. Im Verlauf dieser Passage fällt auch das Wort „persönlichkeitsbildend“. Nadja Weiß gibt an, dass der Prozess der Aufbereitung von Studieninhalten für ihren Blog dazu geführt habe, „sich echt Gedanken über sich [zu] machen“. Auch habe sie viel über

sich gelernt. Es war, ihren Worten folgend, „identitätsstiftend“. Trotz der Verwendung dieses Wortes ist sie auf Nachfrage erst einmal der Meinung, dass sich bei ihr nichts durch das Bloggen verändert habe, räumt nach einer kurzen, viersekündigen Überlegung jedoch ein „dadurch m- meistens en bisschen aufgeräumter“ zu sein, da man sich ja auch intensiv mit sich beschäftige. Nadja Weiß grenzt sich selbst von politisch oder gesellschaftlich motivierten Bloggern ab, da sie mit ihren Texten ja „sehr @egoistisch@“ sei, da sie sich ja nur mit sich befasse.

Bei allem bisher Gesagten fehlt noch ein entscheidender Punkt, mit dem man sich als BloggerIn auseinandersetzen muss, das öffentliche Auditorium. Nadja Weiß scheint sich anfangs nicht klar gewesen zu sein, wie sie mit Kommentaren umgehen kann und dass diese sich nicht nur in Form von Texten in ihrem Blog finden lassen, sondern auch in alltäglichen Interaktionen. Auf die Frage nach Veränderungen, welche durch das Bloggen Einzug in ihr Leben gehalten haben, erwähnt sie, nach anfänglichem Zögern und mehrmaligem Bekräftigen, dass sich nichts verändert habe, dann doch:

- » dass ichs am Anfang unangenehm fffffand, was total bescheuert is eigentlich, wenn mich dochma jemand drauf angesprochen hat und das vielleicht auch gelobt hat, dann hab ich gemerkt eigentlich will ich das gar nicht @die sollen eigentlich mich da gar nicht drauf ansprechen@.

Es scheint hier so, als sei ihr dies zu Beginn gar nicht bewusst gewesen, und erst mit der Konfrontation kam auch das Wissen „ok, du bist jetzt irgendwie dadurch (.), naja angreifbar“. Plötzlich wurde sie zu Themen ihres Blogs befragt, vermutlich von Leuten, denen gegenüber sie bestimmte Gedanken vorher nie geäußert hatte, woraufhin sie „halt automatisch im Dialog“ war. Diese Erfahrung und damit verbunden das Gefühl, lieber gar nicht darauf angesprochen zu werden, brachte sie jedoch weder davon ab, weiterhin Blogbeiträge zu verfassen, noch die Kommentarfunktion abzuschalten. Aber warum? Bei dieser Frage braucht Nadja Weiß nicht lange überlegen:

- » Na weil der Austausch schon mir irgendwie wichtig ist, also ich möchte schon ähmn, (4) wissen ob, oder was heißt wissen, es muss ja niemand was schreiben, ne, also das is ja auch, steht ja jedem frei, wenn ers doof findet findet ers doof und wenn ers gut findet findet ers gut und wenn ers sacht ises auch OK.

Auffällig ist hier zum einen der Kontrast zum vorher Erwähnten, „die sollen eigentlich mich da gar nicht drauf ansprechen“, zum anderen aber der Satzabbruch nach einer viersekündigen Pause. Hier blieb die Frage offen, was sie denn wissen möchte und welche Hilfe sie sich dabei von der Kommentarfunktion verspricht, doch wird die Sequenz durch eine Anekdote fortgesetzt, die beispielhaft ein kleines Duell nachzeichnet, welches der Erzählung zufolge innerhalb des Blogs über die Kommentarfunktion ausgetragen wurde. Hervorstechend ist hier besonders folgender Auszug:

- » also der hat sich offensichtlich die Arbeit gemacht und da lange Texte geschrieben um mir zu sagen dass ich falsch liege und hat sich aber mit mir beschäftigt @in der Zeit@, das fand ich ganz äh beeindruckend, was son kleiner Text kann.

Bemerkenswert, dass es ihr, allem Anschein nach, nicht um den Inhalt der Kritik ging als vielmehr um die Bestätigung und Gewissheit, dass ihre Gedanken wahrgenommen werden. Die Kommentarfunktion bietet ihr den Beweis. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die Formulierung „mit

2 mir beschäftigt“, wodurch sie klar macht, dass es ihr weniger um den Inhalt der Sendungen geht als darum, dass diese von ihr stammen. Hinzu kommt der im Vorherigen zitierte Absatz, in welchem sie indirekt angibt, nicht unbedingt an positiven Kommentaren interessiert zu sein („also das ist ja auch, steht ja jedem frei, wenn ers doof findet findet ers doof und wenn ers gut findet findet ers gut“), und so den Schluss zulässt, dass es um solche auch gar nicht geht.

Wie bereits erwähnt, scheint Nadja Weiß großes Augenmerk darauf zu legen sich darzustellen. Aus dieser Perspektive ist es umso interessanter, dass das zugrunde liegende Interview in zwei Abschnitte geteilt ist. Interessanterweise und obwohl oben bereits gezeigt wurde, dass ihr die Kommentare inhaltlich nicht allzu viel bedeuten, wird hier gleichwohl deutlich: Egal sind ihr diese trotzdem nicht:

- » auch schon durch die Tatsache dass es en öffentlicher Blog is, hmm, (3) macht man sich auch immer en Stück weit an-greif-bar oder, (...) das jetzt auch so negativ klingt, aber (2) wenn de was (.) laut hinausrufst, weisste dsas es jemand hörn kann (l: mhm) und du weißt auch, dsas der sich da vielleicht, dass der halt was zurückrufen kann. Das is ja immer, das is ja immer also das sollte jedem bewusst sein. Dass das passieren kann. Aber wenn dir das bewusst is, bin ich davon überzeugt, willst du das auch, sonst machstes nich. (2) Also w- will ich schon Resonanz, offensichtlich. (6) Aber es soll mich bitte trotzdem niemand drauf ansprechen @@.

Hier werden zwei Dinge besonders deutlich, zum einen die Sorge, es könne negativ klingen, was sie da sagt, und zum andern die Relativierung am Ende, welche von einem Auflachen unterstrichen wird. Interessant ist aber auch die Konklusion, es scheint geradezu, als könne man ihr beim Denken zuschauen, wenn sie sich selbst beweist, dass sie die „Resonanz“ braucht, aber diese doch bitte nicht direkt auf andere Teile ihres Lebens, jene außerhalb des Blogs, einwirken mögen. Die Rolle, die sie in diesem Teilsystem ihres Lebens einzunehmen hat, wird ihr zunehmend bewusster, was auch der Grund für einen Aufruf gewesen sein könnte, den sie in Verlaufe ihrer Bloggerinnenkarriere startete und der nicht so recht zu ihren sonstigen Aussagen passen möchte. So gab Nadja Weiß mehrfach an, nicht auf Kommando schreiben zu können:

- » mir kommt was in Sinn und dann merk ich wie son (2) sprudeln, das muss ich dann rauslassen. Also ich hab ich kann mich zum Beispiel nicht hinsetzen und sagen ich schreibe jetzt einen Text zum Thema (.) Regen, das kann ich nicht, also ich muss schon irgendwie das Bedürfnis haben das niederzuschreiben und dann geht das los (.).

Bloggen scheint für Nadja Weiß also etwas Spontanes zu sein. Wenn die Quelle sprudelt, wird sie genutzt, aber erzwingen kann sie nichts, denn ihr Anspruch an ihre Texte ist dieser:

- » es muss also immer lebendig sein es muss eben immer echt sein, in dem Moment, ich kann n-nich äh, entscheiden was ich schreibe. Weil ich schreibe halt was m- was mein Bedürfnis ist und (.) ich könnte mich dann zwingen, aber dann würd ich mich damit nich wohlfühlen.

Umso überraschender, aber bereits angedeutet, folgende Passage:

- » dann hat ich auch mal, also das war mir auch wichtig, da hatte ich irgendwie son Aufruf gestartet, dass mir Leute eben Themen schicken sollen worauf die Lust haben oder was oder die sollten mich was fragen und ich wollte mich dann damit auseinander setzen und das fand ich auch sehr schön, weil ähm, weil ich halt mag we- ich mag so diese ganz schnöde

Leben, das gefällt mir am meisten irgendwie so, weiß ich nich. (.) So Alltäglichkeiten, aufstehen, frühstücken, Zähne putzen.

Hier widerspricht sie sich nur scheinbar. Zum einen passt so ein Aufruf nicht ganz zum Bild vom freien, unbeeinflussten Schreiben. Doch wie bereits erwähnt, scheint sie sich ihrer Rolle bewusst zu sein und ist auch bereit diese auszufüllen, ihren Teil beizutragen, um Resonanz erfahren zu können. So ist ein Aufruf dieser Art in der Bloggerinnenszene auch nichts Ungewöhnliches. Und gibt man in eine bekannte Suchmaschine die Worte „get ready with me“ ein, so findet man Massen an Beiträgen, in welchen Menschen ihren ganz normalen Tagesablauf, das „schnöde Leben“, posten, in Form von Beschreibungen, Bildern oder ganzen Videotagebüchern. Obwohl Nadja Weiß nicht erwähnt hatte, selbst einmal so ein „get ready with me“ veranstaltet zu haben, so hat sie diese Geschichte vielleicht nicht zufällig erzählt. Nadja will „Resonanz“, und sie weiß, was sie dafür tun muss. Sie braucht die Leser ihres Blogs nicht, um Inspiration zu erfahren, sondern Gewissheit darüber zu haben, wahrgenommen zu werden. Diesem Verlangen steht ein anderes zur Seite, das des Mitteilens. Bloggen ist für sie auch eine Art des Ausdrucks und des sich Darstellens, „weil ich kann nich malen also muss ichs in Worte packen“. Nadja Weiß möchte etwas in den Menschen auslösen, einen Denkanstoß geben, so sagt sie:

- » und ich will auch damit äh erzeugen dass jemand sagt ‚das find ich jetzt blöd‘ (.) oder dass jemand vielleicht zu Hause denkt ‚Ok, vielleicht hat sie ja recht‘. Also ich hab glaub ich auch wirklich das Bedürfnis äh bei andern Leuten so was ähm, (.) zu verändern.

2.5.3 Fall 4: Sarah Christ – „Sähet und erntet“

Auch Sarah Christ möchte sich mitteilen, ihre Motivation ist jedoch eine andere. Im Gegensatz zu Nadja W. scheint Sarah sich stärker auf die Vermittlung einer Botschaft zu konzentrieren. Auch ihr Vorgehen wirkt strukturierter, so erstellte sie beispielsweise zur Vorbereitung auf den Hauptblog im Vorfeld einen Übungsblog, in welchem sie die Möglichkeiten des Mediums und ihre eigenen Schreibkompetenzen auszuloten versuchte. Erst als dies zu ihrer Zufriedenheit gelang, begann sie mit dem Betreiben des eigentlichen Blogs. Ihren Angaben zufolge war der Grund dafür ihre Bachelorarbeit, wobei die Ziele, welche sie damit verfolgen wollte, nicht eindeutig zu fassen sind. Im frühen Verlauf des Interviews scheint es noch so, als würde sie in ihm in erster Linie Professionalisierungsbestrebungen ausleben, dafür spräche der von ihr erwähnte konkrete Anlass und die damit verbundene Vermutung, dass sie gezielten Austausch suchte, eventuell auch, um ihre Thesen auf den Prüfstein zu stellen und sich durch Kritik und Inspiration anderer zu einer besseren Leistung zu bringen. Allerdings bemerkt Sarah Christ,

- » also wenn ich das mache [die B.A. verfassen] dann möcht ich aber auch (.), dass das irgendwelche Früchte trägt(.) (I: Ja), so dass es Leute lesen (.)“. Diese Aussage lässt den Eindruck, es ginge hier nur um Selbstoptimierung, verschwimmen, vielmehr drängt sich der Verdacht auf, dass es Sarah Christ, vor allem darum geht, ihre Mitteilungen in der Welt zu wissen. Unterstützt wird dies durch ihre Aussage, „dass ich eben gesacht hab Leute sollen was davon haben oder ich äh möchte nicht nur fürs Archiv schreiben, sondern (I: Jaa) @für die Welt@.

Ein weiterer Grund für ihr öffentliches Schreiben liegt in ihrem Studienfach. Sarah Christ studiert Religionspädagogik und wird „ja Gemeindereferentin [werden]“, eine Formulierung, deren Bestimmtheit gerade in der spätmodernen Gesellschaft nicht häufig anzutreffen ist (vgl. Rosa 2012, S. 248). Ihr Glaube ist ihren Angaben zufolge eng mit ihrem Leben verbunden. Er bildet einen festen Anker und ist gleichsam Bestimmung und Orientierung. Es kann gar nicht anders werden, als ihr Lebensplan es vorgibt, und dieser ist durch den Glauben und ihre daraus erwachsene Aufgabe geprägt. Das zu verdeutlichen, soll hier mithilfe des folgenden Auszugs geschehen:

- » da könnt ich mir gut vorstellen, dass ich da auch (.) über das was ich als Gemeindereferentin mach und was ich erlebe in gewissem Rahmen (.) dann auch öh bloggen könnte also des des wär jetz öööhm nicht nur für die Bachelorarbeit oder für (.) für für wen zum Spasss öhh, sondern auch für zum Beruf (l: Mhm) wichtig also (3) auch um (2) jaa (2) zu verkündigen (l: Ja) also ebn um dann religiösen Kontext (wenn wieder) Verkündigung und da könnt ich mir das beim beim Blog auch gut vorstellen.

Dieses von Sarah Christ gezeichnete Zukunftsszenario zeigt deutlich die Richtung an, in die es für sie gehen wird, und, vielleicht für diesen Bericht entscheidender, es zeigt die eigentliche Funktion ihres Blogs, nämlich die des Verkündigens religiöser Gedanken. Im Vorfeld dieser eben gesehenen Passage ging Sarah Christ aber noch spezieller auf ihr Mitteilungsbedürfnis und die Notwendigkeit des Bloggens ein.

- » Ja gut ja is mir wichtig, genau also, weil ich mich ebn mitteilen kann und darauf auch Leute antworten können (.) und ich nich diese (2) dieses Mitteilungsbedürfnis irgendwo in meinem engen Freundeskreis, der natürlich auch also ich kenn ja @meine Freunde@ die öhm da kann ich manchmal weiß ich genau welche Antwort mich zu erwarten hat (l: Mhm) (.) und des das brauch ich dann nich unbedingt (1) also mir is der Blog insofern auch wichtig, dass ich eben noch noch weitere öööh Positionen kennenlerne (1) odda (.) um andere Leute zu erreichen (.).

Das Offensichtliche für einen Blog, aus dem eine Bachelorarbeit entstehen soll, also die Möglichkeit, durch Kommentare neue Positionen kennenzulernen, wird hier ergänzt durch das hintergründigere Anliegen, auch „andere Leute zu erreichen“. Sarah Christ braucht ihre Verkündigung nicht in einer Gruppe zu verbreiten, die ähnliche Werte und Vorstellungen teilt wie sie, sie muss auf anderen Äckern säen, nicht nur um fruchtbaren Boden zu finden, sondern vor allem auch, um eine möglichst reiche Ernte einzufahren. Dass sie ihre Freunde so gut einschätzen kann, dass ihre Antworten vorhersehbar geworden sind, ist für Sarah Christ kein Grund zur Freude, sondern wird von ihr als wenig brauchbar beschrieben. Hier braucht sie nicht mehr wirken, sondern muss sich langsam nach neuen Böden umschauen, auf welchen ihre Saat Früchte tragen könnte. Musste man früher unter Umständen noch weite Strecken überwinden, um den Menschen auch in entlegensten Winkeln der Erde noch die christliche Kunde zu bringen, nachdem man sich dazu bereit gefühlt hatte, so hat auch in der christlichen Welt die digitale Revolution ihre Spuren hinterlassen, und auch hier ist die Erde ein ganzes Stück kleiner geworden. Um wirken zu können, braucht es nicht mehr den Raum der Kirche, sondern einen funktionierenden Blog, und der ist dann sicher nicht „für wen zum Spasss öhh, sondern auch für zum Beruf“.

Im Folgenden soll nun ein genauerer Blick darauf gerichtet werden, ob und inwiefern die Tätigkeit des öffentlichen Schreibens denn auch bei ihr Veränderungen ausgelöst hat und wie sich all dies im Vergleich mit Nadja Weiß darstellt.

2.5.4 Vergleich innerhalb der Gruppe der Bloggerinnen

Der Gegensatz zu Nadja Weiß ist schon zu Beginn des Interviews nicht übersehbar, und obwohl sich Nadja Weiß selbst als strukturiert und organisiert beschreibt, hinterlässt ihr Vorgehen doch eher den Eindruck einer kindlichen Naivität und steht dadurch im Kontrast zu Sarah Christs durchgeplanter Herangehensweise. Diese charakterisiert sich, wie bereits oben erwähnt, schon durch das Erstellen eines Übungsblogs, geht aber noch darüber hinaus. So gibt sie beispielsweise an, „erstmal (1) aufmmm Computer türlich vor bei (1) bei Word in der Regel“ vorzuschreiben und sich auch darüber Gedanken zu machen, was wie gesagt werden könnte, auch in Bezug auf die mögliche, breite Leserschaft. Dahinter liegt das Bewusstsein, dass

- » also wenns im Internet steht dann ja @@ (l: Mhm) eher selten, kann man ja () was zurücknehmen und dann muss man schon überlegen (.) also ich glaub schon, dass ich da öh so son bisschen gelernt habe son bisschen diskret auch was auszudrücken.

Eine Lehre, welche Sarah Christ, so sagt sie, aus der Tatsache zog, dass sie „angefangen habe für andere Leute zu schreiben“. Auch hierüber, so scheint es, war sich Nadja Weiß nicht im Klaren, als sie anfang zu bloggen. Vielmehr musste sie feststellen, dass durch öffentliches Schreiben unter Umständen auch in anderen Teilen des Lebens die Entscheidung darüber, mit wem man worüber ins Gespräch kommt, beeinflusst werden könnte. Dies nimmt sie zwar eher als Nachteil des Bloggens wahr, versucht aber damit zurechtzukommen, „weil (.) eben wenig [tiefes Einatmen/Seufzen] Zeit is um irgendwas zu bezweifeln, also ich das dann und äh (2) ich glaube ich mach Dinge erst und dann zweifel ich dran“. Diese Aussage steht in Widerspruch zum Titel ihres Blogs, „heißt auch ,@Name des Blogs““. Wie erwähnt, lässt ihre Selbstbeschreibung zu großen Teilen eine andere Reihenfolge ihrer Handlungen erahnen, was sie aber im gleichen Satz zu bemerken scheint und eine alternative Reihenfolge anbietet: „also, (3) man könnts auch ,@Name des Blogs‘ nennen, aber das Schreiben kommt immer zum Schluss“. Bloggen allerdings als Teil ihres Lebens anzusehen, der, nachdem praktiziert, auch bei ihr eine Veränderung im Denken auslösen könnte, darauf kommt sie nur indirekt und auf Nachfrage, ob denn auch Kommentare bei ihr einen Denkanstoß auslösen könnten:

- » Also ich hab immer das Gefühl wenn mir jemand was schreibt, dann grieg ich ä was geschenkt. (2) En Gedanken, un das find ich, also ich will, also ich finde Austausch einfach ganz (.) toll. Und der is mir wichtig und das ähm (.) das machtsss irgendwie, also dadurch entsteht irgendwie soen (2) also ich find wieder dieses Wort, sowas Befruchtendes weil ich dann darüber nachdenke und, ähm, (.) mich vielleicht auch hinterfrageee, odermm sich meine Meinung stabilisiert (3) ja.

Es fällt auf, dass Nadja Weiß in den meisten Passagen ausgesprochen strukturiert redet und verhältnismäßig wenige Unterbrechungen in ihrer Erzählung zu finden sind. Beim eben Zitierten verhält es sich anders. Hier bringt sie Sätze nicht zu Ende, zieht auffällig viele Worte in die Länge und legt häufiger Pausen ein, als bisher von ihr gewohnt. Grund dafür könnte auch hier die latent abwertende Haltung gegenüber den Kommentaren sein, die sie nicht offen zeigen kann. Befruchtend wäre etwas ja nur dann, wenn daraus auch Neues entstehen würde. Diese Möglichkeit schließt Nadja Weiß zwar nirgendwo kategorisch aus, jedoch scheint ihr Anliegen in diesem Abschnitt wieder eine Darstellung ihrer selbst als „der beste Mensch“ zu sein, der eben auch gut

mit anderen kann. Dazu gehört natürlich auch, dass sie die Reaktionen auf ihre Texte als positiv, weil befruchtend, beschreibt und diesen sogar zutraut, jedenfalls versucht sie diesen Eindruck zu erwecken, bei ihr etwas wie Veränderung hervorzurufen. Was sie als befruchtende Wirkung beschreiben will, scheint ihr, bevor sie es dann ausspricht, nicht ganz klar zu sein, so zögert sie das Ende des Wortes „hinterfrageee“ ungewöhnlich lange hinaus und setzt davor sogar noch ein vielleicht. Dies könnte allerdings auch darauf zurückzuführen sein, dass sie hier glaubt, Gefahr zu laufen, selbst das Bild des „besten Menschen“ zu sabotieren oder anzukratzen. Was jedoch klar wird, ist, dass sie einen Unterschied der Wirkung des von ihr Geschriebenen und des an sie Adressierten macht. Das von ihr Verbreitete soll Leute dazu bringen, sich mit ihr zu beschäftigen, das an sie Gerichtete bringt sie allerdings nicht dazu, sich mit den Sendern zu beschäftigen, sondern mit sich selbst: „ich bin halt mein Nabel der Welt“, sagt sie an anderer Stelle.

Der Nabel von Sarah Christs Welt ist ihr Glaube. Diesen suchte sie nicht nur in ihrem Studium für sich zu finden, sondern dachte spätestens im Zuge ihrer Bachelorarbeit über dessen Verbreitung nach. Zwar ist der Hauptzweck ihres aktuellen Blogs ein rein funktionaler, jedoch wurde vor seiner Entstehung das Feld inspiziert und sowohl auf Sarah Christs eigene Fähigkeiten als auch bezüglich der Möglichkeiten des Mediums hin geprüft. Dies geschah durch langsames Herantasten mithilfe eines anderen Blogs, dessen Inhalt eine geringere Priorität für sie hatte. Ein weiterer Unterschied in ihrer Motivation besteht in der erhofften Auswirkung des Geschriebenen selbst. Nadja Weiß etwa ist davon überzeugt, etwas bei ihren Lesern auslösen zu können, in Form eines Anstoßes zum Denken oder auch einfach durch die Aufbereitung philosophischer Themen. Sarah Christ hingegen will religiöse Inhalte vermitteln und mithilfe des Blogs auch Leute erreichen, welche keine räumliche Nähe mit ihr teilen oder unter Umständen aus anderen Milieus kommen. Während Nadja Weiß allerdings in erster Linie um sich selbst kreist, die Inhalte ihrer Einträge als „egoistisch“ bezeichnet und die „Resonanz“, die sie sich verspricht, schlicht „amtlich“ machen soll, dass andere sich mit ihr beschäftigen, ist Sarah Christs Anliegen die Missionierung. Darin vielleicht nicht weniger egoistisch, ist dies jedoch nicht auf ihre Person, sondern ihre Aufgabe und den späteren Beruf bezogen, zu dessen effizienter Ausübung bereits ein neuer Blog in Planung ist.

Hinter diesem Unterschied verbirgt sich allerdings auch eine, wenn auch vollkommen naheliegende Gemeinsamkeit; beide Bloggerinnen wollen mit ihrer Tätigkeit andere erreichen, wollen austreuen, was ihnen persönlich wichtig ist, und bestenfalls sogar überzeugen, von sich oder von ihrem Glauben. Beide wollen sie auf andere wirken.

In ► [Abschn. 2.6](#) wird ein Vergleich zwischen der Gruppe der bloggenden und der der Tagebuch schreibenden Personen gezogen. Abschließend werden die erzielten Ergebnisse auf die zugrunde gelegten Thesen zurückbezogen.

2.6 Vergleich: Tagebuch – Blog

Im nun folgenden Textabschnitt wird ein Vergleich zwischen TagebuchschreiberInnen und Bloggerinnen vorgenommen. Daraufhin folgt der Rückbezug unserer Interpretationsergebnisse auf die eingangs vorgestellten Thesen. Schließlich soll aufgezeigt werden, ob und wie die von uns gefundenen konkreten Ergebnisse sich in das abstrakte Gebäude der soziologischen Identitätstheorien einfügen lassen.

Selbstverständlich ist eine gewisse Vorsicht bei der Generalisierung der Ergebnisse angebracht, in Anbetracht der natürlichen Grenzen, die der Rahmen einer Lehrforschung mit sich bringt. Doch wenn auch die Verallgemeinerbarkeit begrenzt ist, so bleiben doch Impulse, die beispielsweise für eine Bachelorarbeit oder größer angelegte Studie genutzt werden könnten.

2.6.1 Funktionen der schriftlich fixierten Selbstnarration

In ► Abschn. 2.4 und 2.5 wurden jeweils zwei Interviews vorgestellt und interpretativ auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede untersucht. Die gefundenen Ergebnisse wurden abstrahiert und so auf eine übergeordnete Form gebracht. Dasselbe Vorgehen lässt sich nun auch auf einer höheren, abstrakteren Ebene durchführen. Hier geht es jedoch zusätzlich darum, die Funktionen des Tagebuchschreibens sowie des Bloggens zu systematisieren. Ziel ist hier, die Motive der schriftlich fixierten Selbstnarration im Hinblick auf die Art der Identitätsarbeit zu kategorisieren.

2.6.1.1 Das Ich als Objekt

Die erste Gemeinsamkeit ist die wohl offensichtlichste: Unabhängig vom dazu gewählten Medium haben sowohl TagebuchschreiberInnen als auch Bloggerinnen einen Gewinn aus der schriftlich fixierten Selbstnarration gezogen. Der Grund dafür ist, dass das Verschriftlichen der eigenen Gedanken eine Reihe besonderer Möglichkeiten eröffnet, welche eine nur mentale oder verbalisierte Selbstnarration nicht bieten kann. Diese Möglichkeiten werden von den SchreiberInnen und Bloggerinnen gezielt funktionalisiert, um so bestimmte Zwecke zu verfolgen.

Zum einen lässt sich Aufgeschriebenes, wenn gewünscht, immer wieder zu beliebigen Zeitpunkten nachlesen. Das Gedächtnis einer ErzählerIn und der ZuhörerInnen ist ungenau und vergisst vieles. Auch tendieren Erinnerungen dazu, mit zunehmendem Abstand zum Ereignis (in diesem Fall zur Narration) ungenau zu werden. Details verschwimmen und verschwinden schließlich, ebenso werden neue Details hinzugefügt. Sukzessive ersetzen „falsche“ Erinnerungen die ursprünglichen. Gerade bei einer Narration, die das Selbst betrifft, ist die Gefahr einer nachträglichen Beschönigung oder Verfälschung der Erinnerung besonders hoch, denn entdeckte Unstimmigkeiten oder persönliche Makel können schwer verunsichern und damit ein ganzes Selbstbild erschüttern. Die Verschriftlichung schützt demnach vor dieser Art des Selbstbetrugs (vgl. Joachim Schreiner). Zum anderen werden Gedanken beim Prozess des Aufschreibens quasi materialisiert und externalisiert. Dies ermöglicht, die verschriftlichten Gedanken und Gefühle wie einen Gegenstand zu behandeln und damit tatsächlich auch im wörtlichen Sinne zu objektivieren. Das analoge beziehungsweise digitale Dokument kann somit beispielsweise ganz real versteckt, verschenkt oder vernichtet werden. So besteht die Möglichkeit, mit den eigenen Gedanken auf räumlich-körperlicher Ebene, ja sogar sinnlich erfahrbar zu interagieren.

2.6.1.2 Ordnung schaffen

Auf diese Weise lässt sich ein Bedürfnis, welches TagebuchschreiberInnen mit Bloggerinnen teilen, angemessen befriedigen: der Wunsch nach Ordnung und Struktur. Die schriftliche Fixierung dient dazu, das eigene innere wie auch äußere Leben effizienter zu „verwalten“. Durch das Niederschreiben und Externalisieren innerer Prozesse lässt sich Distanz erzeugen. Es entsteht eine Versachlichung, die das professionelle „Bearbeiten“ der jeweiligen „Situationen“ erleichtert. So ist es nicht weiter erstaunlich, dass sich in allen vier Interviews wiederholt Formulierungen und Metaphern aus der Welt der Bürokratie finden. So spricht Hanna Künstler beispielsweise davon, ihre Tagebücher „ad acta“ legen zu können (vgl. Hanna Künstler), die Bloggerin Nadja Weiß macht ihre Gedanken durch die Niederschrift „amtlich“ (vgl. Nadja Weiß). Diese Formulierungen lassen direkt an Verwaltungstätigkeiten denken.

Bloggerinnen und TagebuchschreiberInnen führen im wörtlichsten Sinne Buch, die schriftlich fixierte Narration dient also (unter anderem auch) der Selbstverwaltung. Sowohl das Tagebuch als auch der Blog werden gleichsam als Werkzeug genutzt, sich selbst und seine Angelegenheiten effektiver zu organisieren und zu verwalten.

2.6.1.3 (Aus)zeit für Selbstreflexion

Eine weitere Möglichkeit, die die schriftlich fixierte Selbstnarration eröffnet, ist das gesteigerte Potenzial zur Reflexion. Durch das Verschriftlichen können implizite Zusammenhänge explizit gemacht werden, Unbewusstes bewusst. Joachim umschreibt dies mit dem „Gefühl man erkennt sich nochmal selber besser“ und spielt damit auf die Möglichkeit an, sich durch das Verschriftlichen und eventuelle Wiederlesen der eigenen Gedanken sich seiner selbst bewusster zu werden. Ebenso bei den Bloggerinnen. Nadja Weiß berichtet beispielsweise von dieser „Zeit für sich selbst“, in der man sich „sehr intensiv mit sich selbst [beschäftigt]“. Die Momente des Schreibens sind hochgradig reflexiv, eine Zeit, in der man sich mit sich und den eigenen Beziehungen zur Umwelt auseinandersetzt.

Im Prozess der Reflexion wird die eigene Identität als etwas Formbares erfahren. Wandlungen von Einstellungen und Fähigkeiten sowie emotionale Entwicklungen werden sichtbar gemacht. Das führt in nächster Konsequenz dazu, sich als Subjekt seiner Sozialisation und genetischen Prägung nicht mehr nur als passiv ausgeliefert zu fühlen. Vielmehr eröffnet sich so die Möglichkeit, selbst aktiv in den Prozess der Gestaltung eingreifen zu können. „Das hat schon sowas Selbstformendes, man macht sich selber zu nem Projekt“, beschreibt Nadja Weiß diese Arbeit.

2.6.2 Gegenüberstellung der Motivlagen

Schriftlich fixierte Selbstnarration ist also eine besonders intensive Methode der Selbstformung. Sie zielt insgesamt darauf ab, ehrlicher mit sich selbst zu werden, die Vielfalt der Einflüsse und Erfahrungen in eine Ordnung zu bringen und den eigenen Entwicklungsweg besser verfolgen zu können. Doch wie bei jedem Werkzeug kann auch dieses eingesetzt werden, um ganz unterschiedliche Zwecke zu verwirklichen. Genau in diesem Punkt unterscheiden sich die TagebuchschreiberInnen wesentlich von den Bloggerinnen. Sie erzielen dieselben Effekte, aber aus verschiedenen Gründen und um andere Bedürfnisse zu befriedigen.

2.6.2.1 Reflexionsprozess versus Reflexionsprodukt

Zunächst fällt auf, dass die oben erwähnte Reflexion bei den TagebuchschreiberInnen während des Schreibens stattfindet, bei den Bloggerinnen aber kurz davor. Anfängliche Vermutungen unsererseits, Bloggerinnen erreichten mithilfe der Kommentare einen höheren Grad von Reflexivität, indem sie Anmerkungen in ihre selbstbezogenen Überlegungen einbauten, ließen sich am Material nicht bestätigen. Sie präsentieren den LeserInnen ihres Blogs ihre Ausführungen als ein bereits fertiges Produkt. Bereits vor dem eigentlichen Bloggen sind sie über andere Wege zu ihren Ansichten gekommen und machen diese anschließend nur noch ihrer Online-community zugänglich. Diese zeitliche Verzögerung widerspricht nicht der im Abschn. „(Aus)zeit für Selbstreflexion“ aufgeführten Funktion, zeugt jedoch von einem unterschiedlichen Niveau der Selbstreflexion. Im Tagebuch wird noch Unklares ausgehandelt, und gefundene Antworten werden wieder hinterfragt, im Blog dagegen wird etwas bereits Festgelegtes veröffentlicht. „Indem ich

irgendwas denke und das aufschreibe mach ich's für jedermann zugänglich und der kann [...] das dann prüfen“ (Nadja Weiß). Selbstsicher wird von einer BloggerIn ihre Weltsicht zur (Schein) Diskussion gestellt. Entsprechend anders liest es sich beim Tagebuchschreiber Joachim Schreiner: „Was schreibe ich denn da hin, glaube ich das wirklich? Ne, passt nicht das Wort. Wegstreichen, anderes Wort“. Die Selbstnarration wird nicht als etwas Fertiges zur Schau gestellt, sondern befindet sich während des Schreibens noch in der Aushandlung.

Aus dieser ersten Differenz ergeben sich weitere Verschiedenheiten. Die selbsterforschende und selbstformende Wirkung zielt zwischen den Kategorien in diametral entgegengesetzter Richtung. Es findet eine scharfe, wenn auch nicht undurchlässige Trennung zwischen Innen und Außen statt. Das meint eine Aufteilung von Sachverhalten in Privatangelegenheiten, die nur mit sich, innerhalb des Individuums ausgehandelt werden, und solche, die auch für die Anderen sind und damit in sozialer Interaktion thematisiert werden können. Die TagebuchschreiberInnen nutzen die Effekte ihrer Tätigkeit innerhalb dieser Grenzziehung. Eigenständig tritt der oder die Schreibende in Kontakt nur mit sich selbst, alles wird ohne den Austausch mit anderen autonom bearbeitet. Joachim Schreiner schildert, dass, wenn er Tagebuch schreibt „man sich mit seinen eigenen Gedanken, die man selber produziert hat nochmal beschäftigt“. Das Tagebuch ist ein in sich geschlossenes Universum und bildet so einen geschützten und zugleich schützenden Raum. In diesem hält der oder die Tagebuchschreibende seine oder ihre Selbstnarration schriftlich fest. Folglich lehnen die TagebuchschreiberInnen es ab, andere Personen in ihren Aufzeichnungen lesen zu lassen, weil deren Inhalt privat ist.

Dem gegenüber stehen die Bloggerinnen. Gerade was sie in ihrem Blog veröffentlichen, ist ja für die Öffentlichkeit bestimmt. Die Effekte der schriftlich fixierten Selbstnarration werden nach außen gerichtet, die Inhalte sind ausdrücklich dazu aufgezeichnet worden, von anderen gelesen zu werden. „Also wenn ich das mache, dann möchte ich aber auch, dass das irgendwelche Früchte trägt. So, dass es Leute lesen“ (Sarah Christ). Der Blog wird als Medium genutzt, um mit anderen Menschen in Interaktion zu treten. Charakteristisch für das Bloggen ist der Fremdbezug, kennzeichnend für das Tagebuch der Selbstbezug. Das Tagebuch wirkt begrenzend, indem es andere aus der Selbstbeschäftigung ausschließt. Der Blog wirkt öffnend, indem er andere dazu einlädt, sich mit der Selbstbeschäftigung der BloggerIn zu befassen.

2.6.2.2 Andere als Beschränkung versus Andere als Erweiterung

Diesen beiden unterschiedlichen Wirkungsweisen liegen zwei grundverschiedene Wahrnehmungen der Stellung im sozialen Raum zugrunde. TagebuchschreiberInnen haben ein anderes Selbstverständnis hinsichtlich ihrer sozialen Einbettung als Bloggerinnen, sie fühlen sich in einer anderen Position zu ihrer Umwelt. Diese differenten Empfindungen des „In-die-Welt-gestellt-sein“ (vgl. Rosa 2012, S. 7f.) ließen sich wiederum in anderem Rahmen aus den jeweiligen biographischen Erfahrungen herleiten. Aus dieser reziproken Selbstverortung resultiert auch der Schwerpunkt der Auseinandersetzung mit sich und der Umwelt. Aus der Schwerpunktsetzung ergibt sich wiederum die Entscheidung für die Art der schriftlich fixierten Selbstnarration.

Die TagebuchschreiberInnen beschreiben sich als zurückgezogen und sozial gehemmt. „Vom Typ her bin ich introvertiert. Das heißt, ich hab auch nie viel mich [sic!] im Gespräch mit Freunden ausgetauscht, immer nur mehr ich mit mir selber“, berichtet so Joachim Schreiner. Sich durch das Tagebuch dem Innen zuzuwenden bedeutet dabei aber gleichzeitig auch, sich vom Außen abzuwenden. Die Anderen werden als fremd, möglicherweise sogar bedrohlich wahrgenommen. Die Interaktion mit der sozialen Umwelt gefährdet daher potenziell das Selbst. In ihrem Selbstverständnis empfinden sich TagebuchschreiberInnen als tendenziell weniger zugehörig, als

andersartig und fremd. Aus diesem Grund wird auch die Interaktion mit den Anderen als unzuverlässig und brüchig erlebt. So wird das Tagebuch zu einer Schutzwand, hinter der das Individuum ohne äußere Einflüsse gewollt auf sich allein gestellt ist, „[...] um mir da auch vielleicht ne Sicherheit zu geben [...]“ (Hanna Künstler). Gleichzeitig können hinter dieser Wand auch Dinge zurückgehalten werden, um so die Interaktion zumindest von der eigenen, also kontrollierbaren Seite her zu stabilisieren.

Ganz anders ist der Umgang der Bloggerinnen mit ihrer Umwelt. Auch bei ihnen geht ihre soziale Praxis mit der Selbstwahrnehmung Hand in Hand. Aber die Anderen werden nicht als Bedrohung des Selbst, sondern vielmehr als potenzielle Erweiterung des eigenen Ichs wahrgenommen. Dementsprechend erfüllt das gewählte Medium der Selbstnarration nicht den Zweck, sich zu verschließen, sondern sich im Gegenteil zu öffnen und aktiv Interaktion zu provozieren. Die Bloggerinnen sehen zwar, dass ihre Öffnung vor anonymen Lesern sie potenziell verletzbar macht. Aber da sie ein völlig anderes Verständnis von sich und ihren Beziehungen zur Umwelt haben, wird dieses Risiko dennoch nicht als Bedrohung aufgefasst. „Ok, du bist jetzt irgendwie dadurch angreifbar, aber du [...] teilst deine Gedanken und dadurch bist du irgendwie präsenter [...]“ (Nadja Weiß).

2.6.2.3 Funktionieren versus Wirken

Die von uns interviewten TagebuchschreiberInnen haben das Gefühl, dass mit ihnen etwas nicht stimmt. Interaktion mit anderen Menschen fällt ihnen schwer und wird als Belastung empfunden. Sie befanden oder befinden sich wegen teilweise hohen persönlichen Leidensdrucks in psychotherapeutischer Behandlung. Doch haben sie das Tagebuch für sich entdeckt, und es hilft ihnen dabei, ihre spezifischen Probleme zu bewältigen. „[D]as hat auch einen therapeutischen Charakter könnte man sagen, man tut sich selber ein bisschen therapieren.“ (Joachim Schreiner) Die Umwelt wird als furchteinflößend und unkontrollierbar erlebt, die Grenzen des Selbst sind die Grenzen der Einflussnahme. Die Umwelt aktiv zu verändern, scheint ihnen unmöglich, und so wird das Tagebuch zum Werkzeug der Selbstkontrolle, um zumindest auf diese Weise einen beherrschbaren Raum zu schaffen, der Sicherheit gibt. Zudem kann dieser geschützte Raum als Ventil und Auffangbecken für sozial unerwünschte Persönlichkeitszüge dienen. Somit schöpfen TagebuchschreiberInnen das Potenzial des von ihnen als beeinflussbar Empfundene voll aus, wenn sie mithilfe des Tagebuchs an sich arbeiten, um im Kontakt mit den Anderen besser zu funktionieren.

Bei den Bloggerinnen hingegen verhält es sich genau andersherum. Selbstsicher sind sie von ihrer Möglichkeit, aktiv gestaltend in die Umwelt einzugreifen, überzeugt. Die Anderen sind für sie nicht Beschränkung oder Bedrohung ihres Selbst, sondern Erweiterungen. Menschen, auf die sie Einfluss ausüben können, die nach der Lektüre ihrer Blogeinträge vielleicht sogar ihre Einstellung ändern werden. Dementsprechend stellen sie ihre Texte nicht zu einer ergebnisoffenen Diskussion, um von den Lesern abweichende oder eventuell richtigere Denkansätze zu übernehmen. Es geht den Bloggerinnen nicht darum, in einen wechselseitigen Austausch zu kommen. Stattdessen geht es darum, die eigenen Gedanken in der Welt zu verbreiten. „Leute sollen was davon haben oder ich äh möchte nicht nur fürs Archiv schreiben sondern für die Welt“ (Sarah Christ). Wir vermuteten vor Beginn unserer Forschungsarbeit, Bloggerinnen nutzten die Kommentare ihrer Leser als erweiterte Selbstreflexion und erreichten so möglicherweise ein tieferes und sichereres Bild ihrer selbst. Nach der Auswertung des von uns erhobenen Materials kristallisierte sich allerdings heraus, dass die Kommentare für die Bloggerinnen eine andere, viel narzisstischere Bedeutung haben. „Also der hat sich offensichtlich die Arbeit gemacht und da lange

Texte geschrieben um mir zu sagen dass ich falsch liege und hat sich aber mit mir beschäftigt in der Zeit“ sagt Nadja Weiß, als sie von Reaktionen ihrer Leser berichtet. Die Kommentare sind nur ein Beweis dafür, dass Leute ihre Texte lesen, und gleichzeitig ein Gradmesser, wie intensiv diese sich mit deren Inhalten auseinandersetzen. Der Blog ist dabei ein geeignetes Medium, die Selbsterzählung der Bloggerinnen möglichst vielen anderen mitzuteilen, um auf diese Einfluss zu nehmen. Die Kommentarfunktion ist also insofern wichtig für die Bloggerinnen, da so geprüft werden kann, wie gut diese Einflussnahme bei den Anderen wirkt (und sich so von der eigenen Selbstwirksamkeit zu überzeugen).

Die Bloggerinnen sind sich ihrer selbst tatsächlich sicherer, sie haben ein gefestigteres Selbstbild, das sie weniger infrage stellen. Dies ist allerdings nicht das Resultat des Bloggens, sondern vielmehr seine Voraussetzung und der entscheidende Punkt, sich für dieses Medium zu entscheiden. Gleiches gilt umgekehrt für die TagebuchschreiberInnen.

2.6.3 Thesenbezug

2.6.3.1 (Schriftlich fixierte) Selbstnarration ist Identitätsarbeit

Die erste von uns aufgestellte These lautet „Schriftlich fixierte Selbstnarration ist Identitätsarbeit“. Wie bereits angedeutet, fanden wir dies gleich unter vielerlei Aspekten bestätigt. Das Niederschreiben der Gedanken hilft Abstand zu gewinnen und sich rationaler mit seiner so objektivierten Narration auseinanderzusetzen. So wird eine im Äußeren sicht- und nachvollziehbare Struktur geschaffen, die dabei hilft, im Inneren das Gewirr aus sozialen Rollen, fremden Erwartungen, eigenen Wünschen, Ängsten und Hoffnungen usw. wirksam zu ordnen. Diese Objektivierung wiederum führt zu einer wesentlich erhöhten Selbstreflexion, da durch das Ausformulieren Unbewusstes bewusst, bislang Unsichtbares sichtbar gemacht wird. Auch lassen sich alte Aufzeichnungen im Nachhinein erneut lesen, was zu einem Bewusstsein über die eigene Entwicklung führt. So wird in einem selbstreflexiven Prozess den SchreiberInnen deutlich, dass Identität etwas Flexibles und ihre Veränderung beeinflussbar ist. So wird das Ich zum Projekt gemacht, und das Tagebuch oder der Blog sind die hilfreichen Werkzeuge bei dieser Identitätsarbeit.

Die Schreibenden sind gezwungen, für bisher nur diffuse Gefühle und schwammige Empfindungen während des Schreibens Worte zu finden. An einem Zitat von Hanna Künstler lässt sich anschaulich nachvollziehen, wie schriftlich fixierte Selbstnarration als Identitätsarbeit funktioniert. Sie berichtet, dass sie sich immer zu Beginn einer romantischen Beziehung ausdrücklich die schriftliche Fixierung aller diesbezüglichen Gedanken verbietet.

» Da hab ich immer nicht Tagebuch geschrieben, ganz rigoros, weil ich immer dachte, das darf ich nicht verbalisieren. Das darf nicht ins Wort gefasst werden. (Hanna Künstler)

Sie tut dies aus „Ehrfurcht vor dem Wort, vor dem etwas zu fest schon zu beschreiben. Etwas zu sehr haben wollen“. Um dies zu verstehen, muss man sich das Gegenteil vorstellen, also was passiert, wenn etwas verschriftlicht wird. Dahinter findet man den grundlegenden Mechanismus, warum schriftlich fixierte Selbstnarration Identitätsarbeit ist und wie sie wirkt.

Subjektive Beobachtungen sozialer Phänomene sind immer sehr vieldeutig interpretierbar (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 16). Gleiches gilt für Gedanken bezüglich der Beziehung zu sich selbst und der Umwelt. Ein Gefühl oder inneres Empfinden ist mehrdeutig, und so bestehen immer mehrere Möglichkeiten einer Deutung zugleich. Ist also in Hanna

Künstlers Fall der romantische Kontakt eine sich anbahnende Beziehung oder doch eher nur eine kurzfristige Angelegenheit? Sobald sie darüber schreibt, ist sie gezwungen sich aus dem vor-schriftlichen Zustand der Gefühle und Gedanken für eine eindeutige Zuschreibung zu entscheiden. Das fast infinite Potenzial wird zu einer momentanen Realität verwirklicht, indem es in Worte gefasst und verschriftlicht wird. Wann immer man also Selbstnarration betreibt, legt man sich, wenn auch vielleicht nur für den Augenblick, auf eine Möglichkeit zu sein fest. Selbstnarration ist damit immer eine konkrete Antwort auf die Frage nach der Identität und damit Identitätsarbeit.

2.6.3.2 Tagebuchschreiben arbeitet an anderen Teilaspekten der Identität als Bloggen

Die zweite These lautet: „TagebuchschreiberInnen arbeiten an anderen Teilaspekten der Identität als Bloggerinnen“. Wie bereits gezeigt wurde, unterscheiden sich TagebuchschreiberInnen von Bloggerinnen im Gebrauch, im Anwendungszweck der Funktionen ihrer schriftlich fixierten Selbstnarration. Dieses Vorwissen zusammen mit der Bestätigung der ersten These zeigt bereits, dass beide Gruppen verschiedene Schwerpunktsetzungen in ihrer Identitätsarbeit haben. Die TagebuchschreiberInnen gehen sozusagen in Konklave, bearbeiten ihre inneren Problematiken und Hemmungen, um in sozialer Interaktion besser funktionieren zu können. Die Bloggerinnen hingegen nutzen ihre Verschriftlichung nicht als Rückzugsort, sondern als Sprachrohr, um andere erreichen und beeinflussen zu können.

Die Entscheidung zwischen Blog und Tagebuch muss jedoch kein strenges Entweder-oder sein. So können auch Bloggerinnen beispielsweise noch zusätzlich ein privates Tagebuch führen und umgekehrt. Dennoch bleibt die klare inhaltliche Zuweisung von Tagebuch-Funktionieren-Innen und Blog-Wirken-Außen bestehen. Die gesicherten und sendungsbereiten Aspekte werden in einem solchen Fall über den Blog verbreitet, die unsicheren und nicht gesellschaftsfähigen Themen im Tagebuch versteckt und bearbeitet. Genau so verfährt auch Sarah Christ:

- » Dadurch, dass ich das so stark trenne was ich wo reinschreibe is beides sehr wichtig. Also der Blog für die ... Sachen, die ich Leuten gerne mitteilen möchte [...] und im Tagebuch das is ja tatsächlich nur für mich [...].

Es sind getrennte Sphären der Identitätsarbeit, die aber dennoch beide gleichzeitig in einer Person vorkommen können.

2.6.3.3 Die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen der Identitätsarbeit resultieren aus der Biographie

Mit der dritten These wurde vermutet, die Schwerpunktsetzung in der Identitätsarbeit aus biographischen Ereignissen heraus erklären zu können. Dabei sollten die individuellen Prägungen innerhalb der Kategorien einer übergeordneten Gemeinsamkeit zuordenbar sein. Für TagebuchschreiberInnen und Bloggerinnen gäbe es demnach also jeweils typische Ereignisse in der Lebensgeschichte, die dazu führten, dass sie sich für die jeweilige Art der schriftlichen Fixierung entschieden haben.

Um dies plausibel bestätigen zu können, sind die von uns erhobenen Daten allerdings leider nicht ausreichend. Die Fallzahl ist zu gering, um allgemeinere Aussagen treffen zu können, und die Interviewpartner sind größtenteils wenig auf die konkrete und ausführliche Thematisierung ihrer

Biographie eingegangen. Dennoch kann man sagen, dass sich der Verdacht weiter erhärtet hat, wenn auch (noch) keine konkreteren Aussagen getroffen werden können. So scheinen zumindest die Interviews mit den TagebuchschreiberInnen auf Probleme im Umgang mit den signifikanten Anderen (vgl. Mead 1973, S. 192f.) und daraus resultierend die Abwendung von äußeren Bezugspersonen und Fokussierung auf das Selbst hinzuweisen. Die Bloggerinnen machten auffällig wenig konkrete Aussagen über ihre schon länger zurückliegende Vergangenheit, wie Kindheit und Jugend. So bleibt nur weiterhin zu vermuten, ihr Mitteilungsbedürfnis und dauerhafte Überprüfung der Selbstwirksamkeit könnten aus Ohnmachtserfahrungen herrühren (vgl. Honneth 1992, S. 217f.).

2.6.4 Theoriebezug

Nun gilt es abschließend noch die aus der sozialen Praxis destillierten Aussagen und Befunde wieder mit den eingangs erwähnten soziologischen Identitätstheorien abzugleichen. Hierbei lässt sich nachträglich die Anwendbarkeit der ausgewählten Theoretiker für unsere Fragestellung bemessen. Gleichzeitig zeigen sich eventuell Aspekte, die von uns durch den beschränkten Rahmen der Lehrforschung nicht tiefer erörtert werden konnten und so vielleicht einen Ausblick auf weitergehende Untersuchungen geben. Der aufmerksame Leser wird vielleicht schon aus den Andeutungen seine eigenen Rückschlüsse auf die unter ► [Abschn. 2.2](#) angesprochenen Theorien gezogen haben. Diese sollen nun noch einmal kurz explizit erwähnt werden.

2.6.4.1 Praxisbezug Keupp

Schriftlich fixierte Selbstnarration ist Identitätsarbeit im Sinne Keupps. Die TagebuchschreiberInnen und Bloggerinnen bieten sich (und eventuell anderen Lesern) eine besondere Lesart des eigenen Selbst an (vgl. Keupp et al. 1999, S. 232). Im Prozess des Schreibens werden die eigenen Gedanken in die Gesamterzählung integriert, interpretiert und emotional bewertet (vgl. Keupp et al. 1999, S. 226). Die schriftlich festgehaltene Selbstnarration führt zu einer Verdichtung des Identitätsgefühls (vgl. Keupp et al. 1999, S. 217), die Schreiber bringen so ihre Identität auf den Punkt (vgl. Keupp et al. 1999, S. 229). Die Art und Weise, wie im Tagebuch oder beziehungsweise im Blog für die jeweiligen Fälle typische Identitätsziele verfolgt werden, deckt sich mit den situationsgebundenen Teilidentitäten, die im jeweiligen Medium ausgelebt und bearbeitet werden können. Das Schreiben hilft dabei, die individuellen Bedürfnisse zu befriedigen: den TagebuchschreiberInnen besser zu funktionieren und den Bloggerinnen besser zu wirken, also die zentralen Identitätsziele zu erreichen (vgl. Keupp et al. 1999, S. 226). So wird ein aktives Einwirken auf die eigene Identitätsformung ermöglicht (vgl. Keupp et al. 1999, S. 227).

2.6.4.2 Praxisbezug Honneth

Zunächst sei angemerkt, dass für eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit der Anerkennungsthematik Ähnliches gilt wie für die Beantwortung der dritten These. Um das Bedürfnis nach Anerkennung fundiert herzuleiten, hätte man im Sinne Honneths dieses auf Missachtungserfahrungen der Individuen zurückführen müssen. Dies war aufgrund des Materials in den meisten Fällen nicht möglich und stellt somit bezüglich Axel Honneths Theorie des Kampfs um Anerkennung eine Lücke dar.

Dennoch liegen nach Honneths Theorie viele Schlüsse nahe. Wenn auch die Genese unklar ist, so ist doch offenkundig, dass sich die Bloggerinnen sehr um soziale Wertschätzung bemühen

(vgl. Honneth 1992, S. 197). Sie wollen gezielt Reaktionen auf ihre Selbstnarration erzeugen und fühlen sich allein schon durch die Tatsache, wahrgenommen zu werden, bestätigt. Nicht, was die Leser schreiben, zählt, sondern dass sie überhaupt schreiben. Dass sie sich also quasi bewiesenermaßen mit der BloggerIn beschäftigen, erzeugt bei diesen eine große Befriedigung. Die TagebuchschreiberInnen hingegen leiden im Sinne Honneths am ehesten unter Missachtungserfahrungen im Bereich der Liebe. Sie erzählen von beeinträchtigten Primärbeziehungen, haben beispielsweise wenige bis keine engen Freunde und/oder eine äußerst konfliktgeladene Eltern-Kind-Beziehung (vgl. Honneth 1992, S. 153). Anstatt nun aber diese verwehrte Anerkennung der Liebe einzufordern, haben sie sich nach innen gekehrt und eine starke Trennung aufgebaut, um sich so vor weiteren Missachtungserfahrungen zu schützen.

2.6.4.3 Praxisbezug Mead

Wie bereits dargestellt, ermöglicht das Niederschreiben der eigenen Gedanken, sich von diesen zu distanzieren. Dies passt genau zu Meads Beschreibung, die eigene Identität zum Objekt zu machen (vgl. Mead 1973, S. 178). Identität ist etwas, was nicht a priori feststeht, sondern offen einem andauernden Gestaltungsprozess unterliegt. Die schriftliche Fixierung macht diese Tatsache den Schreibenden sichtbar. Nach Mead ist dabei der reziproke Austausch mit der Umwelt für diesen Prozess unabdingbar.

Nach dieser Theorie ist bei den Bloggerinnen also leicht erklärbar, wie diese mithilfe ihres Blogs ihre Identität ausbilden. Die schriftlich fixierte Selbstnarration ist der Entwurf eines »Me«, das in die Gesellschaft gebracht wird, darauf erfolgen Rückmeldungen der „verallgemeinerten Anderen“, also der anonymen Leser des Blogs. Es entsteht ein doppelt-reflexiver Prozess, in dem der oder die BloggerIn ihre Identität formt und formen lässt.

Schwieriger lässt sich dieses Modell auf die TagebuchschreiberInnen anwenden. Sie scheinen sich der sozialen Aushandlung ihrer Identität entziehen zu wollen, sehen sich dafür vielleicht nicht bereit. Vielleicht wollen sie sich auch vor allzu harscher Kritik an ihren eigenen Identitätsentwürfen schützen. Da aber auch ihre Identitätsbildung trotzdem einen sozialen Austauschprozess benötigt, greifen sie auf das Tagebuch als Behelf zurück. Auf diese Weise können sie ihre nicht gesellschaftsfähig/sozial erwünschten Identitätsaspekte einem sozialen Wechselspiel unterwerfen, wenn auch nur mit sich selbst.

2.7 Fazit

Schriftlich fixierte Selbstnarration ist, wie von uns gezeigt werden konnte, tatsächlich eine Form von Identitätsarbeit. Indem sie gezwungen sind, die passenden Worte für vage Gedanken und Gefühle zu finden, legen die SchreiberInnen sich auf eine Lesart ihrer selbst fest. So wirkt die Selbsterzählung identitätsstiftend. Ein weiteres Ergebnis dieser Lehrforschungsarbeit ist, aufgezeigt zu haben, auf welche unterschiedlichen Arten und Weisen diese schriftlich fixierte Selbstnarration dazu genutzt werden kann, unterschiedliche Teilaspekte der eigenen Identität zu bearbeiten. Im Wesentlichen zeigten sich hier Unterschiede beim Bezug auf Andere als auch bei der Zielsetzung. TagebuchschreiberInnen sind unsicherer im Umgang und zielen durch das Schreiben auf Selbstkontrolle. Sie wollen als Mensch funktionieren, weil sie sich ständig von außen bedroht fühlen. Bloggerinnen beziehen sich positiv auf die Umwelt als Anerkennungsfeld. Sie sind in gewisser Hinsicht stabiler und zielen darauf ab, als Menschen zu wirken. Die schriftlich fixierte Selbstnarration hilft den Personen, sich selbst zu objektivieren und durch Selbstreflexion oder

Fremdreflexion sich ihrer Identität bewusster zu werden, ein klareres Selbstkonzept zu bekommen und somit ihre Identität in der heutigen, schnelllebigen und sich permanent wandelnden Welt zu stabilisieren. Als stabilisierend kann man die Formen der Selbstnarration in den Kategorien des Tagebuchschreibens und des Bloggens bezeichnen, da diese Arten der Selbstnarration es den Schreibenden ermöglichen, sich selbst zu objektivieren und im Kontext ihrer Umwelt sowie ihrer eigenen Entwicklung zu sehen. Durch die schriftliche Narration können sie rückblickend eine Entwicklungslinie ihres Lebens spinnen, die sie zur aktuellen Situation geführt hat, und auf Basis ihres durch Reflexion oder Rückmeldung gewonnenen und stabilisierten Selbstbildes auch ihre Zukunft planen.

Von unseren im Vorfeld aus der Theorie generierten Thesen konnten wir im Verlauf unseres Forschungsprozesses, wie oben ausgeführt, die ersten beiden bestätigen. Wir können die schriftlich fixierte Selbstnarration in Form von Tagebuchschriften und Bloggen als Identitätsarbeit genauer fassen. Hierbei bedienen die beiden verschiedenen von uns betrachteten schriftlichen Narrationsformen verschiedene Bereiche der Identitätsarbeit und sind auf verschiedene Motivationen zurückzuführen.

Die weiterführende dritte These wurde wie folgt formuliert: Der Schwerpunkt der Identitätsarbeit durch Kernnarration und die Motivation dahinter resultieren aus der Unterschiedlichkeit der Selbstkonzepte der Schreiber in den Kategorien Tagebuch und Bloggen.

Diese These konnte von uns im Rahmen unserer Lehrforschung nicht beantwortet werden, da wir in unseren leitfadengestützten Interviews zwar einen Teil der Ergründung biographischer Umstände sowie dem Selbstkonzept der Interviewten widmeten, jedoch diese Fragestellungen von den Tagebuchschreibern und bloggenden Personen verschieden aufgegriffen und beantwortet wurden. Die Differenz im Antwortverhalten, dass unsere Tagebuchschreibenden InterviewpartnerInnen viel stärker auf die Fragen nach der Biographie und nach persönlichen Eigenschaften eingingen, wohingegen die bloggenden InterviewpartnerInnen wenig über ihre Person und ihr Leben preisgaben, ist jedoch bereits als Ergebnis zu werten. Das Verletzliche und Unsichere des eigenen Selbst, die negativen Erfahrungen werden von Bloggerinnen nicht preisgegeben, während TagebuchschreiberInnen so sehr davon geprägt sind, dass es auch für ihre verbale Selbstdarstellung im Interview essenziell ist. In einer weiteren Untersuchung sollten jedoch noch mehr Fälle betrachtet werden, als uns dies im Rahmen der Lehrforschung möglich war. Zudem sollte der Leitfaden expliziter auf die Biographie sowie das Selbstkonzept der Schreibenden eingehen und erfragen. Zugleich könnte bei der Analyse stärker auf den Unterschied in der Selbstdarstellung im Interview geachtet werden. So könnte man die aus den Selbstkonzepten der Schreibenden resultierende Motivation, die die Wahl des Narrationsmediums erklärt, stärker herausarbeiten. Wir vermuten, dass hier mit Honneths Theorie der Anerkennung einige Aspekte der unterschiedlichen Motivationen erklärt werden können.

Auch ganz allgemein ließen sich die von uns skizzierten Ergebnisse mit einer größeren Fallzahl weiter ausbauen. Aufgrund der Beschränkungen im Untersuchungsaufbau ist die Generalisierbarkeit unserer Befunde stark eingeschränkt. Die soziogenetische Typenbildung, mit dem umfassenden Prüfen der Daten mit anderen Merkmalen und Kategorien, würde die Befunde wahrscheinlich schärfen. Von einer theoretischen Sättigung, bei der die relevanten Differenzen im Feld abgebildet sind und „idealtypisch“ keine Überraschungen mehr auftreten können, kann in dieser Lehrforschungsarbeit nicht gesprochen werden (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 186f.). „Wenn sich bei der weiteren Suche im Material nichts Neues mehr ergibt, das zur Ergänzung oder Veränderung des Konzeptes beitragen würde, ließe sich aber auch die externe Validität der von uns gefundenen Ergebnisse weiter bestätigen.“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 200)

Insgesamt lässt sich jedoch auch aus unseren Forschungsergebnissen plausibel die Aussage treffen, dass schriftlich fixierte Selbstnarration, sowohl in Form eines Tagebuchs wie auch als Blog, einen starken positiven Effekt auf Selbstfindungsprozesse hat. Gerade in unserer heutigen Zeit sind diese also geeignete Mittel, den gesellschaftlichen Ansprüchen gerecht zu werden. Der alles durchdringende Imperativ zur Individualität lässt sich mithilfe eines Blogs oder Tagebuches besonders verwirklichen, denn die Beschäftigung damit ist die Beschäftigung mit dem Selbst und eine Auseinandersetzung mit sowie Versicherung der eigenen Individualität. Besonders auch die gesellschaftliche Forderung nach Authentizität lässt sich durch und mit diesen Medien erlernen und austesten. So können die Individuen mithilfe der Selbstnarration als Identitätsarbeit eine Identität formen und stabilisieren, die den Formen des postmodernen Zusammenlebens gerecht wird.

■ Was wir alles falsch gemacht haben

Das Erarbeiten und Durchführen einer eigenen Forschung ermöglicht die Entwicklung von unerlässlichen Kompetenzen der Soziologie bezüglich Forschungsabläufe und typischer Probleme des Mess- und Machbaren. Es ist sozusagen *learning by doing*. So begannen wir, wie alle anderen Gruppen auch, mit der Suche nach einem geeigneten Thema. Dieses musste bearbeitbar sein, durfte also weder zu umfangreich noch zu eng gewählt werden. Das gab uns zu Anfang einige Rätsel auf, die sich aber im Arbeitsprozess vollständig lösen ließen.

Es ist sicher nachvollziehbar, dass wir als Anfänger auf dem Gebiet der qualitativen Forschung Schwierigkeiten hatten uns vorzustellen, was wie viel Zeit kosten wird und welchen Platz wir den jeweiligen Punkten am Ende einräumen können oder müssen. Doch diese Erfahrung war wichtig, zwang sie uns doch Überlegungen diesbezüglich anzustellen und zu verstehen, wie solch ein Forschungsbericht aufgebaut werden könnte und welche Abschnitte am Ende wie viel Raum und Zeit brauchen. Aber auch das sehr frühe Eingrenzen und Präzisieren unseres Vorhabens war von Bedeutung, nicht bloß für das Zeitmanagement, sondern auch für die Zusammensetzung der Forschungsgruppe, denn bereits im zweiten inhaltlichen Treffen stellte sich heraus, dass sich das ursprüngliche Team in zwei Gruppen spalten wird. Grund dafür war, dass die Auswahl der Forschungsmethode bzw. der zugrunde liegenden Theorie und das daraus resultierende weitere Vorgehen nicht mit den Vorstellungen aller Teilnehmer überein zu bringen war, auch wenn die Grundkonzeption der Forschungsfrage für jeden gleichermaßen attraktiv gewesen sein dürfte. Am Ende war es für alle Beteiligten sicher von Vorteil, auf den Versuch zu verzichten, die unterschiedlichen Ansätze unter einen Hut zu bringen, und stattdessen lieber getrennte Arbeiten anzufertigen.

Dieses Problem ergibt sich natürlich nicht, wenn es sich um ein vorgegebenes Forschungsprojekt handelt, in welchem sowohl die Methode als auch das Vorgehen feststehen. Doch es war eine wichtige Erfahrung, und wir glauben, vom Konzept der „radikalen Freiheit“, wie es die Dozent_innen formulierten, sehr profitiert zu haben. Besonders hilfreich war das Erlernte in Bezug auf die Vorbereitung anstehender Abschlussarbeiten, da diese in den meisten Fällen kein vorgegebenes Thema verfolgen und man bei der Entwicklung einer Fragestellung sehr schnell die Übersicht verlieren kann. Ein weiteres Argument für das Konzept der Lehrforschung liegt, nach eben Gesagtem, auf der Hand; in einem solchen Projekt ist man nicht allein verantwortlich und kann auf unerwartete Probleme als Gruppe reagieren, was neben dem psychologischen Vorteil (man sitzt nicht allein in der Patsche) auch ganz praktische Möglichkeiten bietet, mit problematischen Situationen umzugehen (auf zehn Schultern lässt sich Last besser verteilen als auf zwei). Allgemein hat es sich als sinnvoll erwiesen, dass wir von Anfang an sehr eng als Gruppe zusammengearbeitet haben. Natürlich ist so etwas nicht immer möglich, da sich etwa Termine überschneiden, man an unterschiedlichen Orten lebt oder einfach lieber getrennt arbeiten möchte. In

unserem Fall jedoch hat es nicht bloß den naheliegenden Vorteil gehabt, immer zu wissen woran die anderen gerade arbeiteten und somit jeder einen guten Überblick über den Fortschritt des gesamten Projekts hatte, es konnten bei aufkommenden Fragen auch gleich mehrere Gehirne nach einer Lösung suchen. Durch diese enge Zusammenarbeit wurden auch ganz pragmatische Verbindlichkeiten geschaffen, die wiederum der gefährlichen Prokrastination entgegengewirkt haben und der Zeitplan so nie allzu sehr in Verzug geraten konnte.

Natürlich haben wir auch viele Fehler gemacht, der größte scheint gewesen zu sein, dass wir recht naiv auf die Suche nach Interviewpartnern gegangen sind und leichte Zeitprobleme bekamen, als sich einfach niemand auf unsere Aushänge melden wollte. Dies zwang uns dazu, die Suche aktiver zu gestalten und nicht mehr nur über die bloße Masse an Aushängen zu versuchen, infrage kommende Personen zu finden, sondern gezielt Orte ausfindig zu machen, welche von eben jenen Leuten aufgesucht werden könnten, die für unsere Forschung von Interesse waren. Es stellte sich heraus, dass bezüglich der Tagebuchschreiber etwa Orte in der Natur oder an „Ruhe-oasen“ den gewünschten Erfolg brachten und Bloggende eher über Foren oder durch direktes Anschreiben akquirierbar waren. Im Gegenzug wurde auch klar, dass Aushänge im Supermarkt wenig Resonanz erwarten lassen. Dort laufen zwar täglich hunderte Menschen vorbei, aber von diesen hat kaum einer die Muße oder Zeit, sich das schwarze Brett anzuschauen, wenn er gerade gar nichts sucht, was er dort zu finden glaubt. Allem anderen aber, was uns hätte das Genick brechen können, konnten wir durch Disziplin und Beharrlichkeit entgegenwirken; so mussten wir uns bspw. immer wieder auf die eigentliche Forschungsfrage und die dazugehörigen Hypothesen rückbesinnen, um bei der Menge an Daten die Übersicht nicht zu verlieren und schlimmstenfalls am Ende eine völlig andere Arbeit abzuliefern, als anfangs geplant war. Doch darüber wollen wir hier nicht zu viele Worte verlieren, denn jeder wird in einem solchen Projekt auf spezifische Probleme stoßen, mit denen in dieser Form vorher nicht zu rechnen war, und dementsprechend ist der beste Rat sehr schnell gegeben: Strukturiertes Vorgehen, die Hypothesen nicht aus dem Blick verlieren und sich immer wieder rückversichern, ob das, was man grade beforscht, auch Teil der Arbeit ist, sind die Schlüssel zu einer gelingenden Forschungsarbeit.

Dank sei an dieser Stelle noch einmal den Dozent_innen ausgesprochen, deren Engagement und Unterstützung maßgeblich zum reibungslosen Ablauf und erfolgreichen Abschluss unseres Projekts beigetragen und deren Mut hinsichtlich der „radikalen Freiheit“ eine Lehrforschung ermöglicht hat, die den Rahmen bot, sich selbst von einem eigenen Forschungsinteresse leiten lassen zu können und jeden Aspekt einer solchen Arbeit hautnah mitzubekommen.

Literatur

-
- Bohnsack, R. (2010). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen: Budrich & Farmington Hills.
- Bohnsack, R., Nentwig-Gesemann, I., & Nohl, A (Hrsg.). (2013). Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Wiesbaden: VS Springer Fachmedien.
- Gross, P. (1994). *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Helfferich, C. (2005). *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Honneth, A. (1992). *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Keupp, H. et al. (1999). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kleemann, F., Krähnke, U., & Matuschek, I. (2009). *Interpretative Sozialforschung. Eine praxisorientierte Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mead, G. H. (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg.
- Rosa, H. (2012). *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sperl, I. (2010). *Geschriebene Identität – Lebenslinien in Tagebüchern*. München: Herbert Utz Verlag.

Internetquellen

- Kuhlmann, A. (1993). Posttraditionale Solidarität. „Kampf um Anerkennung“: Zu Axel Honneths Sozialphilosophie. <http://www.zeit.de/1993/15/posttraditionalesolidaritaet>; Zugriffen: 14 Mai 2015.
- Mönkeberg. (2013). Das Web als Spiegel und Bühne: Selbstdarstellung im Internet. <http://www.bpb.de/apuz/157546/das-web-als-spiegel-und-buehne-selbstdarstellung-im-internet?p=all>. Zugriffen: 14 Mai 2015.

Identitätsforschung in der Praxis
Lehrforschungsberichte von Studierenden für
Studierende

Lindner, D.; Gregor, J.A. (Hrsg.)
2018, XIV, 204 S. 6 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-662-54586-7